

Zeitschrift: Schweizer Schule

Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz

Band: 37 (1950)

Heft: 14: Die biblische Urgeschichte im Lichte der Natur- und Geisteswissenschaften

Artikel: Die biblische Urgeschichte im Lichte der Natur- und Geisteswissenschaften

Autor: Schwegler, Theodor

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-531961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wer sich für eine Zusammenfassung der heutigen Forschungslage in bezug auf die Grenzfragen zwischen Bibelwissenschaft und profane antike Geschichte interessiert, sei auf die grundlegenden Darlegungen von Dr. Herbert Haag hingewiesen:

»Biblische Beiträge: Rundschreiben Pius' XII., Über die zeitgemäße Förderung der biblischen Studien... mit Kommentar.« (Zu beziehen bei Dr. theol. Ed. Baumgartner, Pfarrer, Seelisberg, Obmann der Schweiz. Kath. Bibelbewegung.)

DIE BIBLISCHE URGESCHICHTE IM LICHTE DER NATUR- UND GEISTES-WISSENSCHAFTEN

Von Dr. P. Theodor Schwegler OSB.

Imprimi permittit

Einsidiae, 25. Oct. 1950

† Benno, abbas

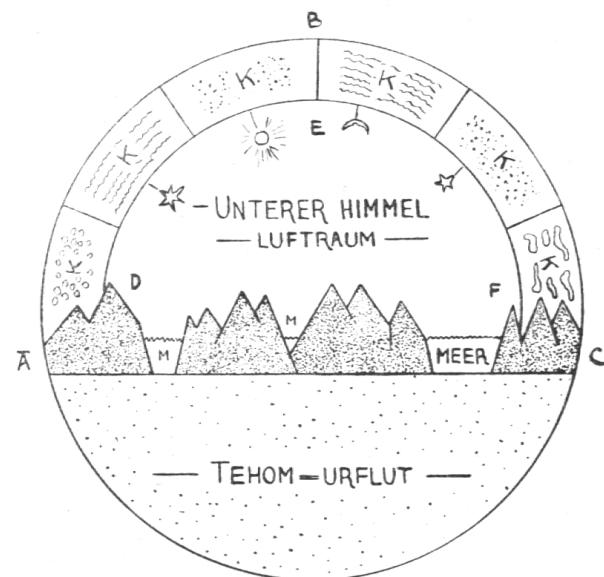
I

DAS WELTBILD DES ALten ORIENTS UND DER BIBEL

Den aufmerksamen Lesern und Leserinnen der Hl. Schrift begegnen besonders im Alten Testament (A. T.), aber auch im Neuen Testament (N. T.) Vorstellungen über das Weltall, über dessen Einrichtungen und die Vorgänge darin, die sich mit den Kenntnissen nicht zusammenreimen lassen, die nach dem heutigen Stande der Wissenschaften in den Schulen allenthalben vorgetragen werden. Kenner der Kultur und der Geisteswelt des Altertums, insbesondere des alten Orients, jedoch erkennen in dem Weltbild der Bibel dasselbe, das schon die alten Sumerer und Babylonier, die alten Ägypter und die Griechen der Frühzeit hatten. Von diesem Weltbilde gibt die beigegebene Zeichnung eine einigermaßen zutreffende Vorstellung.

Darnach dachten sich die Alten die Erde als eine Scheibe, die auf dem Urmeere schwimmt, auf Säulen ruht und vom Ozean rings umflossen ist. Es braucht daher Gott die Erde nur an einem ihrer Enden oder Zipfel emporzuheben, wie man einen Teppich hebt, und die Sünder werden davon gewirbelt (Job 38, 13)¹. Tief im Innern der Erde liegt die Unterwelt, der Scheol,

der licht- und lautlose Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen, die hier ein dämmerhaftes, freud-, aber auch leidloses Dasein führen. Aus dem Urmeer unterhalb



A, B, C = Oberer Himmel D, E, F = Unterer Himmel
K = Vorratskammern M = Meer

der Erdscheibe steigen die Wasser als Quellen in die Höhe und speisen die Bäche und Flüsse. Hätte Gott dem Urmeer rings um die Erde nicht Schranken gesetzt, so würde es die Erde überflutet, wie es dies in der Sintflut getan hat.

Über die Erdscheibe wölbt sich der Himmel als feste Decke. Daß diese Decke oder dieses Gewölbe fest, gläsern oder ehern sei, ergibt sich sowohl aus dem hebräischen Namen »raqia« wie aus dessen griechischer und lateinischer Wiedergabe, »steréoma« bzw. »firmamentum«; denn beide Wörter

¹ Siehe unten Kleindruck!

bezeichnen etwas Festes. Den Himmel dachte man in mehrere Stufen oder Zonen gegliedert; über der obersten Stufe thront Gott, von einem Lichtmeer umgeben. Das Himmelsgewölbe ruht außerhalb der bewohnten Erde auf dem Urmeer und steht mit diesem in Verbindung. Es enthält die riesigen Vorratskammern für die »obern Wasser«, die als Regen oder Tau oder Schnee und Hagel durch die Himmelsluken oder die Schleusen hindurchdringen, sei es, um die Erde zu überschwemmen (wie in der Sintflut), sei es, um sie zu berieseln und fruchtbar zu machen, sei es, um die Wolken mit Wasser zu füllen. Am Firmament sind der Sonne, dem Mond und den Planeten (Wandelsternen) feste Bahnen angewiesen und feste Plätze den andern Sternen. Die feste Ordnung, mit der sie Tag um Tag am Himmelsgewölbe aufrücken, erweckt den Eindruck eines Heeres, eben des Himmelsheeres; wär's zu verwundern, wenn sie belebt wären und Träger geheimnisvoller Kräfte?

Da es zu weit führen würde, die einzelnen Züge dieses Weltbildes mit den einschlägigen Bibelstellen zu belegen, so seien ausführlich nur vier der bezeichnendsten genannt. Die erste gehört dem Sechstagewerk (1. Mos 1, 1—2, 4a) an; welches nun immer die literarische Gattung dieses Stükkes ist, es hat jedenfalls die *Form* einer *geschichtlichen* Darstellung; darum sind die einzelnen Ausdrücke *wörtlich* zu nehmen. Die andern drei sind den Weisheitsbüchern entnommen und sind daher *poetische* und daher bilderreiche Schilderungen; aber in den angewandten Bildern tritt das antike Weltbild mit unverkennbarer Deutlichkeit zutage.

1.

1. Mos 1. ⁶ Dann sprach Gott: »Inmitten der Wasser entstehe eine Feste, und sie scheide die einen Wasser von den andern!« So geschah es. ⁷ Gott schuf die Feste und schied die Wasser unterhalb der Feste von den Wassern oberhalb der Feste. ⁸ Gott nannte die Feste »Himmel«. Und es ward Abend und ward Morgen, ein zweiter Tag. ⁹ Dann sprach Gott: »Es sammle sich das Wasser unterhalb des Himmels an einem Ort, und das Trockene werde sichtbar!« So geschah es. Das Wasser unter dem Himmel sammelte sich an seinem Sammelorte, und das Trockene wurde sichtbar. ¹⁰ Und Gott

nannte das Trockene »Erde«, und den Sammelort des Wassers nannte er »Meer«. Und Gott sah, daß alles gut war... ¹³ Und es ward Abend und ward Morgen, ein dritter Tag. ¹⁴ Dann sprach Gott: »An der Himmelfeste sollen Leuchten entstehen, die den Tag von der Nacht scheiden; sie sollen zu Zeichen dienen, zur Bestimmung der Festzeiten, der Tage und Jahre. ¹⁵ Sie sollen strahlen an der Himmelfeste und die Erde erleuchten!« So geschah es. ¹⁶ Gott schuf die zwei großen Leuchten, die größere Leuchte, damit sie über den Tag herrsche, und die kleinere Leuchte, damit sie über die Nacht herrsche, und die Sterne. ¹⁷ Und Gott setzte sie an die Himmelfeste, damit sie die Erde erleuchteten, ¹⁸ Tag und Nacht beherrschten und das Licht von der Finsternis schieden. Und Gott sah, daß es gut war. ¹⁹ Und es ward Abend und ward Morgen, ein vierter Tag.

2.

Psalm 104. (Vulg. 103.)

- 1 Preise, meine Seele, Jahve (den Herrn)!
Jahve, mein Gott, Du bist überaus groß.
Herrlichkeit und Pracht hast Du angezogen,
2 und hüllst Dich in das Licht wie in einen Mantel.
Du spannst die Himmel aus wie einen Teppich,
3 und bälkst an die Wasser Deine Söller (Obergemächer);
Du machst die Wolken zu Deinen Wagen
und ziebst einher auf den Flügeln des Windes.
- 4 Die Winde machst Du zu Deinen Boten,
zu Deinen Dienern Feuer und Flamme.
- 5 Du gründetest die Erde auf ihre Festen (Grundlagen),
daß sie nie und nimmermehr wankt;
- 6 mit Flut bedecktest Du sie wie mit einer Windel,
und auf den Bergen standen die Wasser.
- 7 Aber vor Deinem Befehle flohen sie,
vor Deiner Donnerstimme wichen sie zitternd;
- 8 auftauchten die Berge, und senkten sich die Täler
an den Ort, den Du ihnen gewiesen.
- 9 Eine Grenze gabest Du ihnen, sie nicht zu überschreiten,
um die Erde nicht wieder zu überdecken.
- 10 Er entsandte die Quellen in den Runsen,
die zwischen den Bergen dahinziehen.
- 11 Diese tränken alle Tiere der Felder,
die Wildesel löschen da ihren Durst.
- 12 Über ihnen wohnen die Vögel des Himmels,
lassen in den Zweigen ihre Stimme hören.
- 13 Du tränkst die Berge von Deinem Söller aus,
aus Deinen Vorratsräumen sättigst Du die Erde.
- 19 Den Mond machtest Du zum Messer der Zeit;
auch die Sonne weiß, wann sie sinken soll.

20 Er schafft die Finsternis, daß es Nacht wird,
wo das Getier des Waldes sich regt.
21 Die jungen Löwen brüllen nach Beute
und verlangen von Gott ihre Atzung.
22 Geht aber die Sonne auf, verziehn sie sich
und lagern sich in ihren Höhlen.
23 Hinaus geht der Mensch an sein Werk,
zu seiner Arbeit bis zum Feierabend.
24 Wie zahlreich sind deine Werke, o Jahve,
sie alle hast Du mit Weisheit vollbracht.
Voll ist die Erde von Deinen Untertanen.

3

Sprichw. 8, 22—31.

Selbstlob der Weisheit.

22 Jahve gab mir das Sein als Anfang Seines Wal-
tens,
bevor Er etwas schuf, von jeher schon.
23 Von Ewigkeit her bin ich eingesetzt,
von Anbeginn, ehe die Erde ward;
24 die Meerestiefe war noch nicht, als ich geboren
ward,
noch gab es keine wasserreichen Quellen;
25 noch waren nicht die Berge eingesenkt;
vor den Hügeln wurde ich geboren.
26 Noch hatte Er die Erde und die Fluren nicht
gemacht,
noch des Erdkreises erste Schollen.
27 Als Er den Himmel schuf, war ich schon da;
als Er den Kreis festlegte auf dem Weltenmeer;
28 als Er die Wolken in der Höhe festigte
und anschwellen ließ die Quellen der Flut;
29 als Er dem Meere seine Schranken zog,
daß die Wasser Sein Gebot nicht überschritten;
30 als Er die Grundlagen der Erde legte: —
da war an Seiner Seite ich am Werk,
31 Tag für Tag war ich voll Entzücken,
spielte vor ihm allezeit,
32 spielte auf seinem Erdenrund
und habe meine Freude an den Menschen.

4

Job 38; Die Gottesrede.

1 Da erwiderte Er dem Job aus dem Wettersturm
und sprach:
2 »Wer hüllt den Ratschluß da ins Dunkel
mit Reden voller Unverständ?
3 Umgürte deine Lenden wie ein Mann!
Ich frage dich, und du, gib Antwort Mir!
4 Wo warest du, als Ich den Grund zur Erde legte?
sag an, wenn du die Weisheit weißt.
5 Wer setzte ihre Maße fest? Weißt du's?
wer hat die Meßschnur über sie gespannt?
6 Worauf ist ihre Unterlage abgestellt?
Wer hat den Eckstein eingesenkt?

7 Damals, als Mich die Morgensterne priesen,
und jauchzten alle Gottessöhne?
8 Wer hat das Meer mit Schranken eingeschlossen,
als es hervorbrach wie aus einem Mutterschoß;
9 als Ich die Wolken ihm zum Kleide gab,
in Finsternis es hüllte wie in Kindeswindeln?
10 Ich engt' es ein mit Meinen Schranken,
Ich setzte Riegel ihm und Tore;
11 Ich sprach: ,Bis hierher dein Weg und weiter
nicht!
hier sollen deine wilden Wogen brechen'.
12 Hast du, seit du geboren bist, dem Morgen je
geboten,
der Morgenröte ihre Stätte angewiesen?
13 Hast du der Erde Säume je gefaßt, um sie zu
rütteln,
und so die Sünder von ihr abgeschüttelt?
14 Wie Siegelton, so nimmt sie Farbe an,
und wie ein Prachtkleid färbt sie sich.
15 Den Frevlern aber wird ihr Licht entzogen,
zerbrochen wird der schon erhob'ne Arm.
16 Hast du des Meeres Tiefen schon betreten,
bist im tiefsten Abgrund je gewandelt?
17 Des Todes Tore, haben sie sich dir geöffnet?
Und hast die dunklen Pforten du geschaut?
18 Hast du der Erde Breiten überblickt?
Tu alles dies Mir kund, wenn du es weißt!
19 Wo ist der Weg zum Wohngezelt des Lichts,
wo das Heim der Finsternis,
20 daß jedes du in sein Gehege bringst,
den Pfad zu seinem Hause wissest?
21 Du weißt's! Denn damals wurdest du geboren,
und groß ist deiner Tage Zahl.
22 Bist in des Schnees Kammern je du eingedrun-
gen,
und hast des Hagels Speicher du gesehen,
23 die Ich gerüstet für die Fehdezeit,
und für den Tag des Kampfes und des Kriegs?
24 Auf welchem Weg zerteilt sich der Dunst,
und breitet sich der Glutwind übers Land?
25 Wer weist dem Regengusse seinen Lauf,
den Weg dem Donnerhall,
26 damit es regne auf ein menschenleeres Land,
die Wüste, wo doch niemand wohnt;
27 zu tränken Wüstenland und Wildnis,
und daraus frisches Kraut hervorzubringen?
28 Wer ist des Regens Vater,
wer hat gezeugt des Tauens Tropfen?
29 Aus wessen Schoß ist wohl das Eis hervorgegan-
gen,
wer hat den Reif vom Himmel her erzeugt?
30 Zu Stein verhärten sich die Wasser,
und es verfestigt sich der Fluten Oberfläche.
31 Kannst der Plejaden Glanzgestirn du wohl zu-
sammenbinden,
des Nordstern Kreislauf unterbrechen?

32 Führst du den Morgenstern zur rechten Zeit herbei,
und leitest du den Bären samt den Jungen?
(Sternbild am Nordpol des Himmels.)

33 Ist das Gesetz des Himmels dir bekannt?
Bestimmtest du wohl seinen Einfluß auf die Erde?

34 Läßt du bis zum Gewölke deine Stimme dringen,
daß dich ein Wasserschwall bedecke?

35 Entsendest du die Blitze, daß sie gehen,
indem sie zu dir sagen: „Wir sind da?“

36 Wer gab in das Verborgene die Weisheit,
und wer verlieh den Luftgebilden Einsicht?

37 Wer zählt in Weisheit wohl die Wolken,
wer läßt des Himmels Schläuche rinnen,

38 wenn sich der Staub verhärtet auf der Erde,
so daß die Schollen fest zusammenkleben?

Zu den Schleusen des Himmels s. etwa 1. Mos. 7, 11; 8, 2; 2 (4) Kg 7, 2; zur Unterwelt Is. 14, 9—20; Job 3, 13—19; 10, 21 f.; 14, 10—14. 21; Ps. 6, 6; 88 (87), 11—13; 115, 17 (113, 25).

Wir Menschen von heute wissen, daß die Gravitationskraft die Glieder eines Sonnensystems zusammenhält, aber vor Newton († 1727) wußte man die Ordnung im Sonnensystem und im Weltall nur der Leitung durch Geistwesen zuzuschreiben. — Wir Menschen von heute würden fragen: Worauf standen die Säulen, die die Erdscheibe trugen? Was hielt unten und ringsum das Urmeer zusammen? Welche Kraft hob die »untern Wasser« empor, daß sie die Quellen speisen und die Himmelskammern nachfüllen konnten? Doch solche Fragen stellte der antike Mensch noch nicht, und wäre er darnach gefragt worden, so hätte er auf die Gottheit hingewiesen, zurückgegriffen. — Überhaupt fragen wir uns: Wie kommt es, daß die biblischen Verfasser, die doch vom Heiligen Geiste geleitet, inspiriert waren, uns ein so unvollkommenes Weltbild vor Augen führen, ein Weltbild, das himmelweit von der Wirklichkeit abweicht? Oder haben wir etwa in ihren Wörtern und Wendungen einen noch unfertigen, unbeholfenen Ausdruck richtigen Wissens und richtiger Erkenntnis zu suchen und diese bloß in die moderne wissenschaftliche Ausdrucksweise umzusetzen, um Bibel und moderne Naturwissenschaft miteinander in

Einklang zu bringen? Auf diese grundlegende Frage gibt das nächste Kapitel Antwort.

II

INSPIRATION UND WISSENSCHAFT ODER LEHR-GEGENSTAND UND LEHR-MITTEL (*esprit, mentalité et langage*)

Die Vorstellung von den Naturdingen und dem Weltall, die eben anhand des Alten Testamentes dargestellt worden ist, fanden die Israeliten in ihren heiligen Büchern vor, als deren eigentlichen Urheber sie Gott selber betrachteten; und nicht anders war es bei den heidnischen Kulturvölkern des Altertums, die auch ihre »heiligen« Bücher hatten. Diesen Glauben der Juden an den göttlichen Ursprung der Heiligen Schriften bestätigte der menschgewordene Sohn Gottes Jesus Christus in vollem Umfang, indem er bald Texte des Alten Testamentes als Aussprüche des Heiligen Geistes bzw. Gottes bezeichnete (z. B. Mt 22, 43), bald Schriftworte als letzte und unumstößliche Autorität anrief (Mt 4, 4. 7. 10; Jo 5, 39; 10, 35). Gestützt auf und durch dieses Verhalten Jesu gegenüber dem Alten Testament bezeichneten später die Apostel die Heiligen Schriften als *inspiriert* und unter dem *Antrieb des Heiligen Geistes* geschrieben² und daher als immer und überall zuverlässig und sieghaft.

² Die zwei hauptsächlichsten Stellen sind:

2. Pet 1, 18—21: (Durch die Selbstoffenbarung Jesu in der Verklärung auf dem heiligen Berge) steht uns das prophetische Wort um so fester, und ihr tut gut, euch daran zu halten; denn es ist eine Leuchte, die an dunklem Orte scheint, bis der Tag (der Wiederkunft) anbricht und der Morgenstern in euern Herzen aufgeht. Dabei aber weißt, daß keine Schriftweissagung Sache eigener Deutung ist; denn eine Weissagung ist niemals durch menschlichen Willen zustande gekommen, sondern die heiligen Gottesmänner haben nur auf Antrieb des Hl. Geistes geredet.

2. Tim 3, 14—17: Bleib bei dem, was du gelernt und wovon du dich überzeugt hast. Du weißt ja,

Diese Lehre, die zunächst nur die Bücher des Alten Testamentes betraf, wurde von den ersten Christengemeinden mit vollem Rechte auch auf die Schriften des eben entstehenden oder bereits entstandenen Neuen Testamentes übertragen, und sie bewirkte, daß sowohl die berufenen Hirten und Lehrer wie die einfachen Gläubigen allen als kanonisch anerkannten Schriften die höchste Wertschätzung entgegenbrachten; mit beredten Worten betonten sie immer wieder gegenüber den heidnischen Philosophen und deren Naturlehre die Wahrhaftigkeit und Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift. Da konnte sich leicht die Auffassung einstellen: Wenn die biblischen Verfasser vom Heiligen Geiste erleuchtet und geleitet waren, so haben sie auch das innere Wesen der Dinge dargestellt, wie es in Wahrheit ist, geradeso wie den Lauf der Geschichte, wie er in Wirklichkeit war. Anderseits waren die griechischen und hellenistischen Naturforscher und Denker seit langem bedeutend über das altorientalische Weltbild hinausgekommen, und der Samier Aristarchos (310—250 v. Chr.) hatte bereits ein heliozentrisches Weltsystem gelehrt. Dieses fand damals freilich noch wenig Anklang und blieb vergessen; aber auch in dem *geozentrischen* System, das mit viel Scharfsinn Claudius *Ptolemäus* († um 150 v. Chr.) ausbildete, war die Erde bereits als Kugel erkannt, war das Himmelsgewölbe bereits zu den mathematischen Gebilden der Himmelssphären verflüchtigt, und für die »obern Wasser« der Bibel war kein Platz mehr da. Sollten die einschlägigen Schriftworte gleichwohl noch, wie bisher, ihre Geltung bewahren, so mußten

von wem du es gelernt hast. Von Kindheit an kennst du die Heiligen Schriften, die dich weise machen können zum Heile durch den Glauben an Christus Jesus. Denn jede von Gott eingegebene Schrift ist auch nützlich zur Belehrung, Überführung, Zurechtweisung und Erziehung zur Gerechtigkeit, damit der Mann Gottes vollkommen sei, zu jedem guten Werke völlig ausgerüstet.

die christlichen Schrifterklärer zum Mittel der Allegorese greifen, durch die die heidnischen Philosophen die alten Göttermärchen sich und dem Volke und die alexandrinischen Juden die Heiligen Schriften den Heiden ansprechender zu machen seit langem schon gesucht hatten. Aber ob sie in den »obern Wassern« die himmlischen Geister sahen oder andere geheimnisvolle Mächte, der Wortlaut der einzelnen Texte und ihr innerer Zusammenhang sprach zu deutlich gegen eine solche Deutung, als daß sie tiefe Denker auf die Dauer hätte befriedigen können. Der größte Denker der alten lateinischen Kirche, der hl. Augustin, Bischof von Hippo († 430), erarbeitete sich denn auch in seinem beständigen Ringen um die Probleme von 1. Mos 1 Erkenntnisse, die den späteren Geschlechtern als Richtlinien und Leitsterne hätten dienen können und sollen³. Doch bevor diese Erkenntnisse zur Geltung kommen und Ge-

³ Die bedeutsamsten dieser Aussprüche sind:

Acta contra Felicem Manich. 1, 10 (»Wir lesen nicht im Evangelium, der Herr habe gesagt: „Ich sende euch den Beistand [den Hl. Geist], damit er euch über den Lauf von Sonne und Mond belehre.“ Denn Christen wollte er machen, nicht Mathematiker (Naturforscher).«)

In Gen ad. lit. I. 18, 37: »Wenn wir in den Hl. Schriften über die dunklen und unsren Sinnen ganz entrückten Dinge etwas lesen, was unbeschadet des Glaubens, in dem wir unterrichtet worden sind, diese oder jene Meinung auslösen kann, so wollen wir uns nicht in voreiliger Behauptung auf eine dieser Meinungen stürzen, so daß wir zusammenklappen, wenn bei genauer Untersuchung die Wahrheit diese Meinung zu Falle bringen sollte; denn in diesem Falle kämpfen wir nicht für die Auffassung der Hl. Schrift, sondern für die unsrige in einer Weise, daß wir die unsrige als die der Hl. Schrift sehen möchten, während wir wünschen müßten, die Auffassung der Hl. Schrift möchte die unsrige werden.«

In Gen ad lit. II. 9, 20: »Man fragt oft, welche Gestalt und Form des Himmels man nach unsren Hl. Schriften annehmen müsse. Denn viele disputieren über diese Dinge, die unsere (heiligen) Schriftsteller in größerer Klugheit übergangen haben, da diese Dinge den Lernenden zum seligen Leben doch nichts nützen.«

meingut der katholischen Schrifterklärung werden konnten, mußten seit dem Aufblühen der modernen Natur- und Geschichtswissenschaften die extremen Richtungen der ultrakonservativen *école stricte* und der liberalisierenden *école large* alle Seitenwege zu gehen versucht haben, die immer nur in Sackgassen münden konnten. Solche Seitenwege waren einerseits der Versuch, die Hl. Schrift im Sinne und im Lichte der voranschreitenden Naturwissenschaften zu erklären, was einem lächerlich wirkenden »Eiertanze« gleich kam; anderseits der Versuch, einzelne Teile der Hl. Schrift von der Inspiration oder doch von deren hauptsäch-

lichster Wirkung, der Irrtumslosigkeit, auszunehmen.

In dieser Ideen-Verwirrung wies 1893 endlich der erleuchtete Papst Leo XIII., der bereits in den Fragen der christlichen Philosophie, der christlichen Staats- und Gesellschaftslehre und in der Arbeiterfrage die richtige Marschroute gezeigt hatte, auch in der Bibelfrage mit dem Rundschreiben »Providentissimus Deus« den richtigen Weg, und 50 Jahre später ergänzte Papst Pius XII. im Rundschreiben »Divino afflante Spiritu« die Wegweisungen seines großen Vorgängers nach mehr denn einer Seite hin⁴. Bei der Macht der Gewohnheit und

⁴ Die für dieses Kapitel wichtigsten Stellen sind:

Aus »Providentissimus Deus«: »Zwischen den Theologen und den Naturforschern kann kein eigentlicher Zwiespalt entstehen, wenn sich jeder innert seinen Grenzen hält und nach der Mahnung des hl. Augustin acht gibt, daß er nichts unüberlegt behauptet und nichts Unbekanntes als bekannt ausgibt. Sollten sie verschiedener Meinung sein, so sagt eine von demselben (Kirchenvater) aufgestellte Regel, wie sich der Theologe zu verhalten habe. Diese lautet nämlich: ‚Wenn die Naturforscher über die Natur der Dinge etwas mit schlüssigen Beweisen dartun können, so zeigen wir, daß dies unsern Hl. Schriften nicht entgegenstehe. Was immer sie aber aus einem ihrer Bücher beibringen, das unsern Schriften, d. i. dem katholischen Glauben entgegensteht, so wollen wir so gut als möglich zu zeigen suchen oder doch unzweifelhaft glauben, es sei grundfalsch.‘ Daß diese Richtschnur berechtigt ist, zeigt vorab die Erwägung, daß die heiligen Schriftsteller, oder besser der Hl. Geist, der durch sie redete, dieses, nämlich *die innere Beschaffenheit der sichtbaren Dinge, uns Menschen nicht lehren wollte, weil es für das (Seelen-)Heil nichts beträgt*. Statt Naturforschung zu treiben, beschrieben sie daher die Dinge und handelten von ihnen in übertragener Redeweise, oder so, wie der Sprachgebrauch es mit sich brachte und dieser noch heute selbst unter den größten Gelehrten es mit sich bringt. Denn in der gewöhnlichen Redeweise wird eben vor allem das hervorgehoben, was in die Augen sticht, und so sind, wie der engelhafte Lehrer (Thomas v. Aquin) lehrt, auch die biblischen Schriftsteller dem nachgegangen, was in die Sinne fiel oder was Gott, als Er zu den Menschen redete, diesen nach ihrer Fassungskraft und in Menschenweise andeuten wollte.«

Aus »Divino afflante Spiritu«: »Der Literalsinn einer Stelle liegt bei den Worten und Schriften der altorientalischen Autoren oft nicht so klar zutage wie bei unsrern heutigen Schriftstellern. Was die alten Orientalen mit ihren Worten ausdrücken wollten, läßt sich nicht durch die bloßen Regeln der Grammatik oder Philologie oder allein aus dem Zusammenhang bestimmen; der Exeget muß sozusagen im Geist zurückkehren in jene fernen Jahrhunderte des Orients und mit Hilfe der Geschichte, der Archäologie, der Ethnologie und anderer Wissenschaften genau bestimmen, welche literarischen Arten die Schriftsteller jener alten Zeit anwenden wollten und in Wirklichkeit anwandten. Die alten Orientalen bedienen sich nämlich zum Ausdruck ihrer Gedanken nicht immer der gleichen Formen und Sprechweisen wie wir, sondern vielmehr derjenigen, die bei den Menschen ihrer Zeit und ihres Landes üblich waren. Welches diese Reformen waren, kann der Exeget nicht im vorneherein feststellen, sondern nur mit Hilfe einer sorgfältigen Durchforschung der altorientalischen Literatur. Diese Durchforschung nun, die in den letzten Jahrzehnten mit größerer Sorgfalt und Aufmerksamkeit gemacht worden ist als früher, hat gezeigt, welche Redegattungen in der alten Zeit für die dichterische Schilderung, für die Darstellung der Regeln und Gesetze des Lebens, sowie für die Erzählung geschichtlicher Tatsachen und Ereignisse verwendet wurden. Diese Durchforschung hat gleicherweise klar erwiesen, daß das israelitische Volk in der Geschichtsschreibung die andern alten Völker des Orients bedeutend übertrifft hinsichtlich des Alters der Berichte, wie auch durch die Treue in der Wiedergabe der Tatsachen, ein Vorzug, der sicherlich seinen Ursprung hat im Charisma der göttlichen Inspiration und in der besondern religiösen Zielset-

der Schulüberlieferungen ist es aber nicht verwunderlich, daß in biblischen Handbüchern, ältern Predigtwerken und katechetischen Hilfsmitteln diese oder jene Erklärung der ehemaligen *école stricte* immer noch zu finden ist. Die Richtigkeit der von beiden Stellvertretern Christi auf Erden bzgl. der Wirkung der Inspiration dargelegten Lehre ergibt sich jedoch nicht nur aus der innern Logik ihrer Ausführungen, sondern wird auch durch das Beispiel des göttlichen Lehrmeisters Jesus Christus selber bestätigt.

In seiner ganzen Unterrichtstätigkeit nahm Jesus Rücksicht sowohl auf seine messianische Sendung wie auf die Fassungskraft seiner Zuhörer. Weil seine Sendung einzig auf das Heil der Seelen abzielte, ließ er neugierige Fragen, wie die nach der Ankunft des Reiches Gottes, nach der Zahl der

zung der biblischen Geschichtsdarstellung. *Wer einen richtigen Begriff von der biblischen Inspiration hat, wird sich nicht wundern, daß trotzdem auch bei den biblischen Schriftstellern, wie bei den andern alten Autoren, gewisse Formen der Darstellung und Erzählung vorkommen, gewisse Eigenheiten, die besonders den semitischen Sprachen angehören, die man »angenähert« nennen könnte, gewisse hyperbolische Redeweisen, ja sogar bisweilen paradoxe Ausdrücke, die dazu dienen, die Dinge dem Geiste fester einzuprägen.* Ist ja doch den Hl. Büchern keine jener Redeformen fremd, deren sich die menschliche Sprache bei den Alten, besonders im Orient, zum Ausdruck der Gedanken zu bedienen pflegte, allerdings unter der Bedingung, daß die angewandte Redegattung in keiner Weise der Heiligkeit und Wahrhaftigkeit Gottes widerspricht. So sagt schon, scharfsinnig wie immer, der hl. Thomas: »In der Hl. Schrift wird das Göttliche uns vorgelegt in der Weise, wie es die Menschen zu tun pflegen.« Wie nämlich das wesenhafte Wort Gottes den Menschen in allem ähnlich geworden ist, die Sünde ausgenommen, so sind auch die Worte Gottes, durch menschliche Zungen ausgedrückt, in allem der menschlichen Sprache ähnlich geworden, den Irrtum ausgenommen. Diese aus der Vorsehung Gottes stammende Herablassung hat schon der hl. Johannes Chrysostomus hoch gefeiert und ihr Vorhandensein in den Heiligen Büchern immer wieder vermerkt.«

Auserwählten, nach dem Schicksal des Liebesjüngers (s. Lk 17, 20; 13, 23; AG 1, 6; Jo 21, 21) unbeantwortet und lehnte Ansinnen ab, die außerhalb seiner Sendung lagen (Lk 12, 13; Jo 6, 15). Aus Rücksicht auf seine Zuhörer erhärtete er seine Sendung und Stellung mit Beispielen und Weisagungen des Alten Testamentes und erläuterte die Geheimnisse des Gottesreiches an bekannten Vorkommnissen des Alltags. Aber wie tief und zutreffend immer die Einblicke sind, die die Gleichnisse Jesu in das politische, soziale, wirtschaftliche und häusliche Leben des damaligen Israels gewähren, *nie ist einer dieser Belange Lehrgegenstand, sondern immer nur Lehrmittel des einen Lehrgegenstandes Jesu, des Gottesreiches, das er im Auftrag des Vaters aufrichten will und das die Menschen durch den vollen Glauben an ihn in sich aufnehmen sollen.* Die Gleichnisse Jesu haben mit den mustergültigen Gleichnissen aller Zeiten das gemeinsam, daß sie einen für die Deutung ausschlaggebenden *Vergleichspunkt* (Tertium comparationis) haben und daneben allerlei schmückendes Beiwerk aufweisen, das für den Lehrgegenstand und den Lehrzweck zwar belanglos ist, aber mit einer gewissen literarischen Notwendigkeit zur Vollkommenheit des Lehrmittels gehört.

Nun war Jesus, das sündenlose Wort Gottes im Fleisch — »logos énsarkos« nennen es die Griechen — in seinem ganzen messianischen Wirken von demselben Geiste Gottes geführt und geleitet, der einst durch die Propheten geredet und die biblischen Schriftsteller des Alten Testamentes inspiriert hatte, d. h. bei der Auswahl und Bewertung des Stoffes geleitet und erleuchtet, zum Schreiben angetrieben hatte und ihnen dabei so beigestanden war, daß sie mit unfehlbarer Sicherheit all das und nur das niederschrieben, was Gott für die jeweilige religiöse und sittliche Belehrung seines Volkes niedergeschrieben wissen wollte, so daß ihr literarisches Produkt in Wahrheit das

irrtumslose »Wort Gottes in der Schrift«, der »logos émbiblos« ist. Dann aber liegt kein vernünftiger Grund vor, daß die Unterscheidung zwischen Lehrgegenstand und Lehrmittel nicht auch auf die Bücher des Alten Testamentes anwendbar wäre. Ihr Lehrgegenstand ist der reine und ethische Monotheismus, ist die fortschreitende Offenbarung Gottes an die Menschheit über sich selbst und seine Heilswege in der Urmenschheit und im auserwählten Volke. Diese in den Haupttatsachen der Offenbarungs- und Heilsgeschichte, in der Gesetzgebung, in den Naturschilderungen, in den religiösen Liedern, in der Spruchdichtung zutage tretende Idee ist der eigentliche »esprit«⁵. Die Naturschilderungen selber, die Bilder der religiösen und didaktischen Poesie, gewisse literarische Einkleidungen geschichtlicher Vorgänge und Begebenheiten sind das Lehrmittel; darin tritt eine bestimmte »mentalité«, ein bestimmter geistiger Untergrund und Hintergrund, ein bestimmtes Welt- und Kulturbild zutage, das der Darstellung die besondere »Farbe« verleiht, aber nicht zum Lehrgegenstand oder »esprit« gehört. Dabei ist alles in einer Sprache und Redeweise (»langage«) ausgedrückt, die für eine bestimmte Zeit, ein bestimmtes Volk und eine bestimmte Kulturstufe kennzeichnend ist; aber auch dieses Element gehört *nicht* zum Lehrgegenstande.

Von jedem Unterrichte verlangen Pädagogik und Methodik, daß er nach *Inhalt* und *Form* der Fassungskraft der Lernenden angepaßt sei. Der inhaltsreichste und formvollendetste Lehrvortrag hat seinen Zweck völlig verfehlt, wenn er über die Köpfe der Zuhörer hinwegging, und die simpelste Rede vermag einzuschlagen, wenn sie auf die Vorstellungen und Bedürfnisse der Hörer eingestellt ist. Diese pädagogische und methodische Grundregel sehen wir auch gewahrt sowohl beim »logos énsarkos«

⁵ s. Guittot J., *Le développement des idées dans l. A. T. (Aubier, 1947)*, p. 85—88.

wie beim »logos émbiblos«. — Nach mehrjährigem vertrautem Umgang mit den Jüngern mußte Jesus diesen in der Abschiedsrede noch sagen: »Noch vieles habe ich euch mitzuteilen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht tragen« (Jo 16, 12), und seinen geistigen Kindern zu Korinth schrieb Paulus: »Wie Unmündigen in Christo habe ich euch Milch gereicht, nicht feste Speise, denn die hättet ihr nicht ertragen können, ja, könnt es jetzt noch nicht« (1. Kor 3, 3). Da brauchen wir von der Offenbarung des Alten Testamentes auch nicht zu erwarten, daß alle großen Ideen von Anfang an mit aller Deutlichkeit zutage liegen. Es war für den Anfang genug, wenn die Idee des über der Welt stehenden, allwaltenden, gerechten und gütigen Himmels-Gottes und der allseitigen Abhängigkeit des Menschen von dieser möglichst tief eingeprägt wurde. Was das weitere betraf: die Unsterblichkeit der Seele, die jenseitige Vergeltung, die Erlösung, griff Gott als allweiser Pädagoge nicht vor: seine belehrende Offenbarung ging Hand in Hand mit den Erfahrungen, der Denkarbeit und den Bedürfnissen der Menschen.

Entsprechendes gilt auch vom *Lehrmittel*. Will ein Lehrer von seinen Schülern verstanden werden, so hat er an deren Vorstellungswelt anzuknüpfen, mag diese noch so mangelhaft sein. Diese Vorstellungswelt ignorieren wollen, solange die Schüler noch nicht darüber hinaus sind, sie korrigieren wollen, bevor jene dazu reif genug sind; widerspricht den Regeln der Pädagogik. Darum, wie der »logos énsarkos« an das anknüpfte, was seinen Zuhörern vertraut war, ebenso auch der »logos émbiblos«.

Wenn ein vollkommenes Wissen um die innere Beschaffenheit der Dinge, um den Bau der Materie oder des Weltalls für die Erkenntnis Gottes und das Heil der Seele belanglos ist, dann ist es rein überflüssig, dem Moses und andern biblischen Verfassern ein solches Wissen zuzuschreiben, von dem sie doch keinen Gebrauch machen

konnten. Die Idee des überweltlichen und allwaltenden Gottes konnte auch am unvollkommenen Weltbild der Alten den Hörrern und Lesern beigebracht werden. Den Anfängern der Primarschule und den Primitiven in den Missionen, die noch nicht an begriffliches Denken gewöhnt sind, sondern sich mit Bildern und Symbolen⁶ ausdrücken müssen, bringt der Katechet bei, was ein Ding *ist*, indem er anschaulich beschreibt, wie dieses Ding *wird* und *wirkt*; da liegt kein vernünftiger Grund vor, für die biblische Urzeit und die Urmenschheit ein anderes Vorgehen zu erwarten oder zu fordern: Gottes Worte sind seine Werke, und in diesen offenbart Er sein Wesen (1. Mos 1), und der Bericht über die Erschaffung des Menschen (1. Mos 2) gilt nicht seinem *Werden*, sondern seinem *Wesen*.

Damit ist die nötige freie Bahn geschaffen für eine Erklärung der biblischen Urgeschichte, die den Forderungen des christlichen Glaubens und dem Stande der heutigen Wissenschaft zugleich gerecht werden kann.

III ERKLÄRUNG VON 1. MOS 1 UND 2

Jeder Erklärung vorangehend muß festgestellt werden, daß das sog. Sechstage-Werk (Hexaëmeron; 1. Mos 1, 1—2, 4a) vom Bericht über die Erschaffung des ersten Menschenpaars (2, 4b—25) *litera-*

⁶ Siehe Schreiben der Päpstlichen Bibelkommision an Monsg. Suhard, Kardinal und Erzbischof von Paris (16. Jan. 1948), über die 11 ersten Kap. von 1. Mos: »....Im vornehmesten erklären, diese Erzählungen enthielten nicht Geschichte im modernen Sinn des Wortes, könnte leicht dahin verstanden werden, sie enthielten überhaupt keine Geschichte, während sie doch in einfacher und *bilderreicher* Sprache, die der Fassungskraft einer noch weniger weit entwickelten Menschheit angepaßt war, die grundlegenden Wahrheiten berichten, die im Heilsplane (Gottes) vorausgesetzt sind, und gleichzeitig eine volkstümliche Darstellung über die Ursprünge des Menschengeschlechtes und des auserwählten Volkes.«

risch ganz unabhängig ist. Das Sechstage-Werk bildet eine literarische Einheit für sich und wird heute auch von katholischen Vertretern der Bibelwissenschaft der Priesterkreisen entstandenen Grundschrift, die im Geschichts- und Gesetzgebungswerk des Moses verwertet ist. Der Bericht über die Erschaffung des ersten Menschenpaars dagegen ist die Einleitung zur Geschichte der ersten Menschheit (1. Mos 2—4) und gehört der sog. jahvistischen Grundschrift⁷ an, die sich nach sprachlichen und sachlichen Merkmalen mit einer gewissen Sicherheit aus dem Pentateuch (1.—5. Mos) herausschälen läßt. Als äußere Hauptmerkmale der Unterscheidung zwischen Sechstage-Werk und Erschaffung des ersten Menschenpaars fiel seit langem auf die Verschiedenheit in den Gottesnamen und in der Reihenfolge der Werke, im Schema und in der Sprache, eine so große Verschiedenheit, daß es allen Grundsätzen einer gesunden und richtigen Schrifterklärung widerspricht, die Berichte gegenseitig auszugeleichen und zur Erklärung des einen den andern heranzuziehen, wie dies bis in die neueste Zeit Brauch war.

Kennzeichnend für das *Sechstage*-Werk ist einerseits der Gottesname »Elohim« (Hoch-Gott), anderseits das Schema der Woche. Unschwer lassen sich aus 1. Mos 1

⁷ Wird ein auf Moses und dessen Zeit zurückgehender Grundstock bei den einzelnen Quell- oder Grundschriften und dazu die auch in den Ergänzern und endgültigen Redaktoren wirkende Inspiration eingeräumt, und werden diese Grundschriften nicht nach einem vorgefaßten Schema sklavisch gegeneinander abgegrenzt, so läßt sich weder von Seiten des kirchlichen Lehramtes noch von Seiten der katholischen Bibelwissenschaft etwas Ernstliches gegen die Unterscheidung von mehreren Grundschriften des Pentateuchs einwenden, wie eine solche die neuere rationalistische Pentateuch-Kritik, die gewöhnlich nach ihrem Hauptvertreter Wellhausen († 1918) benannt wird, entdeckt zu haben sich röhmt; es sind dies die jahvistische, elohistische, deuteronomistische und priesterliche Grundschrift mit den Siglen J, E, D und P.

zwei Triduen (Zyklen zu von je drei Tagen) feststellen, auf die das ganze Schöpfungswerk verteilt und in die es eingespannt ist. Dieses Schema hat man bis in die jüngste Zeit vielfach als *Lehrgegenstand* betrachtet und dementsprechend auf eine besondere göttliche Offenbarung zurückgeführt. Es ist aber nur *Lehrmittel*, das der Verfasser nach dem Muster der bereits in Übung stehenden Woche und nach dem Grundsatz der Alten geschaffen hat, das Wirken des Menschen auf Erden sei ein Widerschein des Wirkens Gottes im Himmel. Dieses Schema bot verschiedene Vorteile: die Hörer und Leser konnten es leicht im Gedächtnis behalten; es umfaßte alle Schöpfungswerke Gottes und enthielt »in nuce« (in aller Kürze) die wichtigsten religiösen und sittlichen Lehren.

Im *ersten* Triduum werden drei *Scheidungen* vorgenommen und damit die *Räume* geschaffen; im *zweiten* Triduum erhalten diese Räume ihre *Ausstattung* und werden mit dem ihnen zukommenden »Heer« bevölkert, und zwar in der gleichen Reihenfolge, wie sie geschaffen worden waren. Außerdem weist jeder dritte Tag der beiden Triduen zwei Schöpfungswerke auf, so daß deren acht aufgezählt werden.

1. Triduum:

1. Tag: Scheidung von Licht und Finsternis: *Lichtraum*;
2. Tag: Scheidung der oberen und untern Wasser: *Luft-Wasser-Raum*;
3. Tag: Scheidung von Land und Meer, Pflanzenwelt: *Erdraum*.

2. Triduum:

4. Tag: Das Heer der *Lichtkörper*;
5. Tag: Das Heer der Vögel und Fische;
6. Tag: Das Heer der Landtiere und der Mensch.

Der 7. Tag als *Sabbat* (Ruhetag) bezeichnet den Abschluß des ganzen Schöpfungswerkes und dessen liturgische Weihe an den Schöpfer-Gott.

Auch in der sprachlichen Fassung zeigt sich ein Siebner-Schema, das aber nicht strenge durchgeführt ist: Gott spricht und führt aus, das Werk wird beschrieben, benannt, als gut befunden und gesegnet, und zuletzt wird der Tag gezählt.

Als die theologischen Lehren aber, die den *Lehrgegenstand* des priesterlichen Schöpfungsberichtes ausmachen, ergeben sich ohne weiteres die folgenden⁸:

1. Gott steht über dem Chaos der noch ungeordneten Stoffe und Kräfte und hat weder einen Erzeuger über sich noch einen andern Gott neben sich; Er ist der Einzige, und Ihm allein gebührt die Ehre.

2. Gott steht über dem ganzen Himmelsheer und weist ihm seine Aufgabe zu; dieses ist also weder zu fürchten noch als göttlich zu verehren.

3. In seinem Schaffen ist Gott frei und allmächtig; Er untersteht keinem Fatum (»Geschick«), und auch in seiner Schöpfung waltet kein Zufall.

4. Alle Werke Gottes sind »gut«, d. h. sie entsprechen seinen Absichten, und unterstehen seinem Willen; darum dürfen sie dem Dienst und der Ehre Gottes nicht entfremdet werden.

5. Der Mensch ist Gottes Ebenbild, und als solches Krone und Haupt der sichtbaren Schöpfung; dieses halte er in Ehren, wolle es weder überhöhen noch wegwerfen.

6. Mann und Frau sind einander ebenbürtig; aufeinander abgestimmt, sind sie berufen und befähigt, in der Ein- und Dauerehe das Menschengeschlecht fortpflanzen (Zweck der Ehe).

7. Der Mensch schuldet Gott auch einen äußern Kult, und den zollt er Ihm in der *Sabbat-Ruhe*.

Wird das Sechstagewerk neben die natürliche Schöpfungsgeschichte gestellt, wie diese von der Astronomie, der Geologie und

⁸ Siehe z. B. P. Heinisch, Probleme der biblischen Urgeschichte, S. 21. Verlag Räber, Luzern, 1947.

der Paläontologie gelehrt wird, so läßt sich einerseits nicht bestreiten, daß die Reihenfolge der Werke: Urmeer, Festland, Pflanzenwelt, Wasser-, Luft- und Landtiere, Mensch, beidseitig weitgehend miteinander übereinstimmt. Anderseits bestehen auch schwerwiegende Unterschiede. Die hauptsächlichsten sind: Das Licht ist in 1. Mos 1 schon am ersten Tage vorhanden, die Lichtkörper aber werden erst am vierten Tage erschaffen, während die moderne Naturkunde das Licht an die Lichtkörper bindet. Im Sechstage-Werk steht am dritten Tag die Pflanzenwelt fertig da und am fünften die Welt der Vögel und Fische, während im Verlaufe der natürlichen Schöpfungsgeschichte immer wieder und nebeneinander neue Pflanzen- und Tierarten auftreten. Für diesen Werdegang benötigt die natürliche Schöpfungsgeschichte sehr lange Zeiträume, während der Verfasser von 1. Mos 1 die Erschaffung von Himmel und Erde in sechs natürlichen Tagen vor sich gehen läßt. Daß er sechs natürliche Tage im Auge hat, ergibt sich sowohl aus der Begründung der Sabbatruhe in 2. Mos 20, 8—11⁹ als auch aus der Leitidee, daß der Mensch, der vom Morgen bis zum Abend an der Arbeit ist (s. Ps 104, 23), damit nur das Schaffen Gottes nachahmt.

Was endlich noch die Erschaffung des Menschen im besondern betrifft, so will die Selbstaufforderung Gottes: »Laßt uns den Menschen machen nach unserm Ebenbild . . .« (V. 26) ohne Zweifel den Vorrang des Menschen vor den andern Werken der sichtbaren Schöpfung hervorheben. Aber

⁹ 8 Gedenke des Sabbats, daß du ihn heilig hältest. ⁹ Sechs Tage magst du arbeiten und alle deine Geschäfte besorgen. ¹⁰ Doch der siebte Tag ist ein Ruhetag zu Ehren Jahves, deines Gottes; da darfst du keinerlei Arbeit tun, weder du selbst noch dein Sohn . . . ¹¹ Denn in sechs Tagen hat Jahve den Himmel und die Erde geschaffen, das Meer und alles, was in ihnen ist; am siebten Tage jedoch ruhte Jahve. Darum hat Jahve den Sabbat tag gesegnet und für heilig erklärt.

daß Gott bei der Ausführung dieses Werkes anders vorgegangen sei als bei den andern Werken, ergibt sich weder aus dem Wortlaut von 1. Mos 1 noch aus der Idee des Werkes. Was diese angeht, ist von der körperlichen und geistigen Seite des Menschen hier nirgends eigens die Rede, sondern hervorgehoben werden des Menschen Vollpersönlichkeit und Gott-Ebenbildlichkeit und seine Berufung zum (ehelichen) Gemeinschaftsleben. Was dagegen den Wortlaut betrifft, so sagt Gott beim Menschen freilich: »Laßt uns den Menschen machen . . .!«, während es sonst heißt: Gott sprach: Es werde Licht! (V. 3). Es entstehe das Himmelsgewölbe! (V. 4). Die Erde bringe die Pflanzen (V. 11), die Tiere (V. 24) hervor! Das Wasser wimmle von Getier! (V. 20). Aber bei der Ausführung ist es Gott selber, der die Himmelfeste (V. 7) und die Landtiere (V. 25) macht und die Wassertiere und die Vögel erschafft (V. 21). Bei dieser Sachlage ist die Behauptung, im Wortlaut selber sei ein Unterschied im Vorgehen Gottes bei der Erschaffung der Tiere und der des Menschen angedeutet oder enthalten, nicht hinreichend begründet.

Für die Erzählung von der *Erschaffung des ersten Menschenpaars* (1. Mos 2, 4b bis 25) sind kennzeichnend der Gottesname Jahve¹⁰ (bzw. Jahve-Elohim), die stark an-

¹⁰ Während der Name »Elohim« mehr die Macht und die Oberhoheit Gottes ausdrückt, ist »Jahve« (sprich Jahwé) eher der Eigename des Bundesgottes. Sprachwissenschaftlich hängt dieser Name, der im hebräischen Urtext 6823mal vorkommt, mit dem althebräischen Zeitwort »hwh« (= werden, sein) zusammen und wird grammatisch entweder als Hauptwort (»das Wesen«) oder als eine Zeitwortsform (»er ist«) gedeutet. Die erste Ableitung wird gestützt durch die Kurzformen dieses Namens, die sowohl selbständige (Jahu, Jah), wie in Personennamen (Jeho-, Jo-) vorkommen; die zweite hat ihre Stütze in der Rede Gottes an Moses (2. Mos 3, 14. 15): »Ich bin, der da ist . . . So sprich zu den Israeliten: Der »Ich bin« hat mich zu euch gesandt . . . Jahve, »Er ist«, der Gott euerer Väter, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, hat mich zu euch geschickt«. »Ich bin« nennt Gott sich selber, »Er

thropomorphistische Redeweise, ein anderes Welt- und Kulturbild, schließlich eine andere Reihenfolge der Werke.

Wenn irgendein Schriftabschnitt als »anthropomorphisch« bezeichnet werden darf und muß, dann ist's 1. Mos 2, 5—22; denn hier werden Gott echt menschliche Tätigkeiten zugeschrieben. Jahve-Elohim »formt«, wie ein Töpfer, einen Menschenleib (V. 7a) und die Tiere (V. 19a) aus dem Lehm der Erde und »bläst« in des Menschen Nase den Odem des Lebens (V. 7b). Er »pflanzt«, wie ein Gärtner, einen Garten (V. 8) und »versetzt« darein den Menschen. Er »führt«, wie ein Lehrmeister, die Tiere vor den Menschen, um zu sehen, wie dieser sie benenne (V. 19b). Wie ein geschickter Chirurg »schläfert« Er den Mann »ein« und »entnimmt« seinem Leibe eine Rippe(?) und »füllt« die entstandene Lücke mit Fleisch aus (V. 21). Aus der Rippe »baut« Er eine Frau und »führt« diese dem Manne zu (V. 22).

Fürwahr, das ist die im vorigen Kapitel angezogene Rede- und Darstellungweise des Katecheten, der es mit Menschen zu tun hat, die entweder dem Alter oder der Kultur nach noch Kinder sind und mit abstrakten Begriffen und übersinnlichen Vorstellungen nichts anzufangen wissen. Auf dieser Stufe erweist sich der Mensch als »lebendes Wesen« (V. 7b) noch nicht durch den »Geist« oder die »Seele«, sondern durch den »Atem«, den »Schnauf«.

ist« ist sein Name im Munde der Menschen. — Dementsprechend erblickten die alexandrinischen Juden in diesem Namen Gottes transzendentes, absolutes Wesen ausgedrückt, während die alten, ganz unphilosophisch veranlagten Israeliten in ihm die helfende Nähe und Gegenwart des Bundesgottes (»Er ist da«) verbürgt sahen. Die eine und die andere Auffassung ist berechtigt. — Aus religiöser Scheu vermieden es mindestens in nachexilischer Zeit die Juden, diesen Namen auszusprechen, und ersetzten ihn überall durch »Adonaj« (Herr), was dann auch in die alten Übersetzungen überging. Die Samariter dagegen behielten die alte Aussprache bei.

Das ist die Bilder- und Symbol-Sprache der Primitiven und der Urmenschen, von der im Schreiben der Päpstlichen Bibelkommission an Kardinal Suhard (siehe Kap. II.) die Rede war und die diesem Stücke ein sehr hohes Alter sichert. Nun verstößt es gegen alle Regeln der Psychologie und der Didaktik, die Symbol- und Bildersprache der Primitiven und der Kinder in die Begriffssprache des Kulturmenschen ohne weiteres und unvermittelt herüberzunehmen. Den Naiv-Einfältigen, die dies s. Z. taten, hielt bereits der hl. Augustin entgegen, es sei ein recht kindischer Gedanke, Gott sich als Töpfer vorzustellen, wie Er den Menschenleib formte (In Gen. ad lit. VI. 12). Die Sache wird nicht besser, wenn heute noch Männer von theologischer Bildung für dieses Vorgehen sich auf den an sich richtigen Grundsatz berufen, man dürfe ohne zwingenden Grund vom nächstliegenden Sinn eines Schriftwortes nicht abgehen; sind doch die starken Anthropomorphismen dieses Stücks wahrlich Grund genug, davon abzugehen.

Auch das *Kulturbild* des Berichtes über die Erschaffung des ersten Menschenpaares ist anders als im Sechstagewerk. Nach 1. Mos 2,5 gab es am Schöpfungsmorgen weder Feldgesträuch noch Kraut, weil es noch nicht geregnet hatte und kein Mensch da war, die Erde zu bebauen. Diesem Mangel ward dadurch abgeholfen, daß Jahve-Elohim eine Quelle — der eigentliche Sinn des hebräischen Wortes »ed« ist noch nicht gesichert — aufsteigen ließ, die das Ackerland bewässerte (V. 6), und den Menschen erschuf, der den Boden bebauen sollte (Vv. 7 u. 15). Im Sechstagewerk dagegen ist das am dritten Tage aus dem Urmeer auftauchende Festland noch feucht genug, um auf Gottes Geheiß alle Arten von Pflanzen hervorzubringen (1. Mos 1,9—12), die dann den Vögeln, den Landtieren und den Menschen, die am 5., bzw. am 6. Tage auftraten, die Nahrung liefern konnten (Vv. 29 u. 30).

Mit dem eben genannten Kulturbilde hängt auch eine andere *Reihenfolge* der Schöpfungswerke zusammen, als sie das Sechstage-Werk bietet. Werden die Zeiworts-Formen des Urtextes übersetzt, wie es die hebräische Grammatik und Syntax verlangen, so ist die Reihenfolge der Werke: Mann, Flora, Fauna, Frau. Zuerst tritt der Mann auf, weil ohne seine Arbeit die Erde nichts sprossen läßt (V. 5 u. 7). Um des Mannes willen legt darauf Jahve-Elohim den Wonne-Garten an (V. 8); dann gibt Er ihm in den Tieren eine vorläufige Gesellschaft und Hilfe (Vv. 18—20), und erst, da diese ihm noch nicht genügt, führt Er ihm die Frau als Gegenstück und Helferin zu (Vv. 21 u. 22). Im Sechstage-Werk dagegen tritt der Mensch zuletzt auf, nachdem in der ganzen sichtbaren Schöpfung alles zum Empfang ihres Hauptes und Königs bereit ist. Diese Herrscherstellung des Menschen läßt aber auch 1. Mos 2,5—22 aufleuchten; denn damit der Mann, den Jahve-Elohim bereits erschaffen hatte, zu essen habe, wachsen die Pflanzen und wird der Wonne-Garten angelegt, und damit er Gesellschafter und Gehilfen habe, an denen er seine Geisteskraft und Herrschaft betätige und zum Bewußtsein dessen komme, was ihm noch mangelt, erschafft Jahve-Elohim die Tiere und führt sie dem Menschen zu; und erst, als die Tierwelt dem Manne nicht die entsprechende Ergänzung zu stellen vermag, gibt Jahve-Elohim ihm diese in der Frau.

Damit sind aber auch die hauptsächlichsten *theologischen Lehren* dieses Stücks angedeutet. Es sind diese:

1. Der Mensch ist ein Staubgeborener; genau so wie die Tiere hat Jahve-Elohim seinen Leib aus dem Lehm der Erde gebildet (Vv. 7 u. 19). Darum kann der Mensch auch wieder in den Staub der Erde zurückkehren (3, 19).

2. Gleichwohl ist der Mensch den Tieren weit überlegen; nicht bloß blies ihm Jahve-

Elohim den Lebensodem ein (V. 7), von dem bei den Tieren nicht die Rede ist, sondern er ist auch imstande, die Tiere nach ihrer Eigenart zu benennen und damit, nach altorientalischer Auffassung, Herrschaft über sie auszuüben, ihnen den zukommenden Platz anzuweisen und sie in seinen Dienst zu nehmen. Auch findet der Mann in der Tierwelt nichts, das ihm ebenbürtig, ihm Gehilfin und Gegenstück wäre (Vv. 19 u. 20).

3. Die innigste geistig-leibliche Lebensgemeinschaft von Mann und Frau ist der *Sinn* der Ehe, und diese ist zugleich stark genug, selbst das Band zu sprengen, das den Menschen an seine Eltern bindet (Vv. 23 u. 24).

4. Die Bemerkung, die beiden, Mann und Frau, seien nackt gewesen und hätten sich nicht geschämt (V. 25), verrät, daß ihr Triebleben, insbesondere der Geschlechtstrieb, noch ganz in ihrer Gewalt stand und ihre Erkenntnis und ihr Wille ganz mit dem Willen Gottes übereinstimmte, so daß es an und in ihnen nichts gab, wessen sie sich zu schämen gehabt hätten.

5. Das Verbot, vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen zu essen (V. 17), soll dem ersten Menschenpaar zum Bewußtsein bringen, daß sie sittliche Wesen und Gott gegenüber verantwortlich seien; zugleich bereitet es auf den Sündenfall vor (1. Mos 3).

So verschieden also die beiden »Schöpfungsberichte«, wie man oft, aber nicht ganz zutreffend, das Sechstagewerk und die Erschaffung des ersten Menschenpaares genannt hat, nach Inhalt und Form auch sind, in der *theologischen Lehre* stimmen sie überein, und dies ist ihr *Lehrgegenstand*. Schema dagegen, Welt- und Kulturbild und die Symbolsprache sind äußere Hülle und Einkleidung, sind das von der damaligen Kulturstufe gebotene und erheischte Lehrmittel.

HERKUNFT, ALTER, URHEIMAT UND
URKULTUR DER MENSCHHEIT
DER FALL DER STAMMELTERN

A.

In ihren religiösen Überlieferungen, die von heiligen Gottesmännern in den kanonischen Schriften niedergelegt wurden, fanden die alten Israeliten die Erschaffung des Menschen nach Leib und Seele unmittelbar Gott zugeschrieben vor, und damit standen sie nicht allein da, denn ähnliche Überlieferungen und Auffassungen kommen auch im Schrifttum der alten heidnischen Kulturvölker und in den Sagen der Naturvölker vor. Bei der überragenden Stellung, die der Mensch den Tieren gegenüber einnimmt, lag es der Geistesrichtung des antiken Menschen völlig ferne, den Herrn der Schöpfung dem Leibe nach aus dem Tierreich herzuleiten. Es blieb ihm allerdings auch nicht verborgen, daß hüben und drüben die Lebensprozesse und Einrichtungen weitgehend dieselben sind, und daß der Mensch, der sich von seiner Bindung an die Gottheit lossagt, zum Tier hinuntersinkt und damit auch das Schicksal der unvernünftigen Tiere verdient (vgl. Ps 49 (48), 15.21). Die von der Religion vertretene Auffassung, der Mensch sei unmittelbar von der Gottheit erschaffen, wurde erst im 19. Jahrhundert ernstlich angefochten, als zwei im Grunde ganz verschiedene geistige Strömungen anfingen, für die Entwicklung des Menschenleibes aus dem Tierreich einzutreten.

Die eine dieser Strömungen war (und ist) getragen von den *Naturforschern*, die in der materiellen Welt eine voranschreitende *Kontinuität* wahrzunehmen glaubten (und noch glauben), der sich auch der Mensch einfüge. Die in der amorphen Materie geltenden Gesetze der Physik und der Chemie werden in den höhern Formen, nämlich in den Kristallen und in der lebenden Zelle, nicht aufgehoben, sondern nur speziali-

siert: unter den zahlreichen Möglichkeiten wird eine bevorzugt. Die Kontinuität, die durch die Physik, Chemie, Morphologie und Physiologie in den Reichen der Natur von *heute* aufgedeckt und nachgewiesen wird, weist bzgl. der *früheren* Welt der Lebewesen die Paläontologie nach, die seit anderthalb Jahrhunderten mit allem Eifer und großem Erfolg betrieben wird. Schon um die Mitte des letzten Jahrhunderts konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß alle Lebewesen der Erde seit jener stetigen Veränderungen unterworfen sind und daß den heutigen hochorganisierten Pflanzen und Tieren bedeutend einfacher gebaute vorangingen, die um so weiter von den heutigen abstehen, je älter die Erdschichten sind, denen sie angehören. Mittels der Kontinuität einerseits in der Aufeinanderfolge der niedern und höhern Pflanzen- und Tierarten und anderseits in den Veränderungen des Antlitzes der Erde widerlegte der englische Geologe Ch. Lyell (†1875) siegreich die sog. Katastrophentheorie des französischen Naturforschers G. Cuvier († 1832), der den Wechsel der Pflanzen- und Tierarten wiederholten Neuschöpfungen zuschrieb. Die Pflanzen- und Tiergeographie, wie sie u. a. der englische Naturforscher Ch. Darwin († 1882) auf seiner Weltreise betrieb, lieferte reiches Material dafür, daß dieselben Pflanzen- und Tierarten unter verschiedenen klimatischen Bedingungen im Aussehen sehr starke Veränderungen erleiden können und neue Rassen bilden. Kein Wunder daher, daß bei der Verarbeitung des einschlägigen Materials Darwin zwar nicht der erste, wohl aber der bedeutendste und erfolgreichste Vertreter der Deszendenz-Theorie wurde, nach der die heute lebenden Pflanzen und Tiere durch kleine und allmählich auftretende Veränderungen aus den früheren hervorgegangen sind. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus kein Grund vorliegt, mit der Deszendenz- oder Evolu-

tions-Theorie vor dem Menschenleib hältzumachen, auch wenn Darwin selber noch nicht so weit gegangen ist. Zudem hielt dieser seine Deszendenz-Theorie, wenigstens anfangs noch, mit der Annahme eines Schöpfer-Gottes für durchaus vereinbar, schrieb er doch in seinem grundlegenden Werke »Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl« (1859): »Es ist wahrlich eine großartige Ansicht, daß der Schöpfer den Keim des Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat, und daß, während unser Planet, den strengsten Gesetzen der Schwerkraft folgend, sich im Kreise schwingt, aus so einfachem Anfange sich eine endlose Reihe der schönsten und wundervollsten Formen entwickelt hat und sich noch immer entwickelt.« Dieses Zitat zeigt, daß die Deszendenz- oder Evolutions-Theorie nicht »von Hause aus« atheistisch ist, wie kurzsichtige Apologeten die Sache vielfach dargestellt haben, indem sie die *naturwissenschaftliche* Richtung nicht von der gleich zu nennenden *monistischen* zu unterscheiden vermochten.

Die anfangs auf lauter naturwissenschaftlichen Gründen fußende Deszendenz-Theorie wurde nämlich alsbald von *monistischen* und *materialistischen* Naturforschern und Philosophen in den Dienst ihrer Weltanschauung gestellt und für deren Zwecke ausgedeutet und ausgebeutet. Diese *monistischen* Vertreter der Deszendenz-Theorie schlossen einerseits jedes Eingreifen eines außerweltlichen Schöpfers aus und dehnten anderseits die Entwicklungslehre auf den ganzen Menschen aus. Dabei bedienten sie sich bisweilen solcher Hypothesen und »Beweise«, die von der unvoreingenommenen Forschung als leichtfertig, ja sogar als schwindelhaft abgelehnt werden mußten. Der Bannerträger und hauptsächlichste Wortführer dieser Deszendenz-Theoretiker war bis zu seinem Tode (1919) Ernst Haekel, Professor der Zoologie an der Universität Jena.

Die so angenommene Entwicklung suchten die Naturforscher sowohl zu erklären wie anhand von Tatsachen *nachzuweisen*. Die Erklärungen aber, die zunächst vorgelegt wurden und zeitweilig eine große Rolle spielten¹¹, wurden sowohl von den Philosophen wie von den Naturforschern als unzulänglich und nicht stichhaltig erkannt und zurückgewiesen. Aber die vergleichende Anatomie, Morphologie, Embryologie und Physiologie, selbst die experimentelle Psychologie, die alle aufgeboten wurden, lieferten doch in dem Sinne ihren Beitrag, daß die Kontinuität zwischen dem Bau und den Funktionen des Leibes und der Betätigung der niedern Seelenkräfte beim Menschen einerseits und bei den sog. Primaten im Tierstamm anderseits noch mehr hervortrat.

Dazu wurden in allen Teilen der alten Welt Skelettreste gefunden, die von den Paläontologen aufs einläßlichste untersucht wurden und teils Angehörigen des heutigen Menschentyps, des *Homo sapiens*¹², teils Angehörigen verwandter Menschentypen oder nahestehender Primaten (d. h. Affen und Halbaffen) zugewiesen werden konnten. Während aber bis in die jüngste Zeit in den aufgefundenen Schädeln, Unterkie-

¹¹ Nach J. Lamarck († 1829) werden die Organe durch den intensiven Gebrauch weiterentwickelt, durch den Nichtgebrauch zurückgebildet. Nach Ch. Darwin erlangen dank ihrer Variabilität die Individuen einer Art Eigenschaften und Ausrüstungen, die ihnen im »Kampf ums Dasein« den Artgenossen gegenüber einen Vorteil verschaffen, so daß sie sich behaupten und die neuen Eigenschaften und Ausstattungen vererben können.

¹² Die Nomenklatur (Benennung) der verschiedenen Menschentypen verrät zwar stark die evolutionistischen Theorien ihrer Entstehungszeit, die den »*Homo sapiens*« (d. h. den vernunftbegabten Menschen) von mehr tierähnlichen Typen, z. B. dem »*Homo neandertalensis* oder vom »*Pithecanthropus erectus*« (dem aufrechtgehenden Affenmenschen) herleiten wollten. Der Naturforscher von heute betrachtet zwar diese Nomenklatur als mangelhaft, muß sich aber an sie halten, wenn er von den Fachleuten verstanden werden will.

fern und Becken bei den echten Menschen-Skeletten einerseits und bei denen der Primaten anderseits die Unterschiede unverkennbar waren, verschwinden diese sehr weitgehend beim *Australopithecus*, von dem 1924—1949 in Süd-Afrika etwa fünf Funde gemacht wurden.

Auf solche Tatsachen gestützt, betrachtet J. Kälin, Professor der Zoologie an der Universität Freiburg (Schw.) den *Australopithecus* als die *präorientierte Materialursache des menschlichen Leibes*¹³ und sieht die Hoffnung mehr und mehr schwinden, zwischen dem Leib des Menschen und des Tieres *nach der morphologischen Seite hin ein sicheres Kriterium der Grenze zu finden*; entschiedener denn je hält er mit allen Fachkollegen die Evolutions-Theorie als eine gut begründete Arbeits- und Hilfs-hypothese der Forschung¹⁴.

¹³ Siehe J. Kälin, Evolutionsprinzip und Menschwerdung, »Hochland« 44, 4 (1950). — Präorientierte Materialursache = Von Gottes Schöpferwillen ausgewählter und darauf vorbereiteter »Stoff«, aus dem der menschliche Leibe gemacht wurde. Von der Begründung des anschließenden Urteils konnte sich der Verfasser dieser Arbeit anfangs Oktober 1950 auf dem zoologischen Institute in Freiburg selber überzeugen.

¹⁴ Jede Erfahrungswissenschaft verdankt ihre Fortschritte und gesicherten Ergebnisse sogenannten *Hilfs- und Arbeits-Hypothesen*. Das gilt grundsätzlich auch von den Naturwissenschaften des Altertums und des Mittelalters, von den naturwissenschaftlichen Leistungen eines Aristoteles († 322 v. Chr.) und des hl. Albertus des Großen († 1280), der Astronomie des Claudius Ptolemäus († 165) und der Medizin des Hippokrates (5. Jahrh. v. Chr.) und des Galenus († um 200), die freilich noch über recht mangelhafte Hilfsmittel verfügten. Aber der Glaube an die Autorität des Altertums war gemeinhin so stark, daß es nur ganz wenige Jünger der Wissenschaft über sich brachten, die Natur, statt aus den Büchern, durch die Beobachtung und das Experiment kennen zu lernen. Zudem galt in der Philosophie, deren Studium dem der Medizin voranging, nur die Deduktion und Analyse als rechtmäßiges Beweisverfahren, nicht aber die Induktion und Synthese. Den entschlossenen und erfolgreichen Schritt weg von der Deduktion hin zur Induktion taten auf dem Gebiet der Medizin zuerst Theo-

Die unvoreingenommene Naturforschung schaffte aber auch andere Indizien herbei, solche, die gar nicht oder nur in beschränktem Maße für die Evolution der Lebewesen sprechen. So wird nach den Vererbungsgesetzen, die der Augustiner-Abt Gregor Mendel († 1884) gefunden und die Forschung seit 1900 wohl verfeinert, im ganzen aber bestätigt hat, auf die Nachkommen keine Anlage vererbt, die nicht schon an ein Gen der Chromosomen der beiden Eltern oder eines der beiden gebunden war. Die äußere Erscheinungsform, der *Phänotyp*, mag eine neue *Rasse* begründen, die *Art* selber ist grundgelegt im *Genotyp*, in der Erbmasse der Chromosomen der Zellkerne der Keimzellen. Seit 1886 beobachtete der holländische Botaniker de Vries († 1935) an gewissen Pflanzen Veränderungen, die plötzlich auftraten und sich als dauerhaft erwiesen. Solcher Mutationen, die offenbar auf einer Umlagerung der Genen beruhen, sind bisher noch viele gefunden worden und können heute auch künstlich herbeigeführt werden. Aber, und das ist bemerkenswert, diese Mutationen be-

phrastus Paracelsus († 1541) und auf dem Gebiet der Physik und Astronomie Galileo Galilei († 1642).

Während die Jünger der alten Physik mit einer fertigen *Antwort*, eben mit der des alten Meisters, an die Natur herantraten und damit dieser eine bestimmte Antwort aufnötigten, stellt der moderne Naturforscher, wie Fr. Dessauer in seinem Werke »Isaak Newton« (Zürich, 1945) Rev. Barrow, den Mathematiklehrer Newtons, geistvoll ausführen läßt (S. 73—79; vgl. auch S. 148—152), mit seinen *Arbeits- und Hilfs-Hypothesen*, d. h. mit seinen *Annahmen*, für die eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht, an die stumme Natur nur eine mehr oder weniger geschickte *Frage*, die dann diese so oder anders beantwortet. Im Laufe der so betriebenen Forschung erweist sich die Hypothese entweder als falsch oder als mehr oder weniger zutreffend. Im ersten Falle wird sie durch eine andere Annahme ersetzt, im zweiten Falle führt die voranschreitende Forschung zu Ergänzungen und Korrekturen in der Fragestellung, bis sich eine logisch aufgebaute *Theorie* herausschält. Wenn jede andere Fragestellung dieser Theorie Genüge tut, so wird die Theorie schließlich zur sichern *These*.

gründen höchstens eine neue *Rasse*, nie eine neue *Art*.

Außerdem haben die neuere Embryologie und Morphologie eindeutig dargetan, daß die Entwicklung eines jeden Lebewesens von den ersten Anfängen an in einer festen, bestimmten und unveränderlichen Bahn vor sich geht und daß die Entwicklung jeden Organs und Körperteiles immer *auf das Ganze ausgerichtet* ist (ganzheitliche Entwicklung). Die Aussichten auf eine innere Umstellung im Laufe der embryonalen Entwicklung sind also sehr gering.

Paläontologen und Prähistoriker haben ferner aus gefundenen sog. Kulturresten nachweisen können, daß der *Pithecanthropus erectus* (s. o.) nicht nur ein geistbegabter Mensch war, sondern daß auch in den Erbschichten bis in die früheren Eiszeiten hinauf der Typ des heutigen *Homo sapiens* neben denen des Neandertalers und des *Pithecanthropus* vorkommt. Da die beiden letztgenannten gegenüber dem *Homo sapiens* eher als spezialisiert erscheinen, ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß sie sich aus dem Typ des *Homo sapiens* als dem älteren abzweigten als daß dieser von jenen abstammt. Denn aus spezialisierten Typen können keine allgemeinen Typen entstehen, wohl aber entstehen aus allgemeinen Typen die spezialisierten.

Schließlich besteht für den Naturforscher die große Schwierigkeit, mit einiger Wahrscheinlichkeit das Entwicklungsstadium des betreffenden Primaten zu bezeichnen, auf dem sich durch die Einer-schaffung der Geistseele die Menschwerdung soll vollzogen haben, nachdem einmal feststeht, daß jede Entwicklung ganzheitlich und unter dem beherrschenden Einfluß des Lebensprinzips vor sich geht. Noch schwieriger ist es für den Anthropologen, einen natürlichen Weg aufzuzeigen, auf dem sich die beiden Geschlechter differenzieren konnten. Die ungeschlechtliche Fortpflanzung mittels Sprossung, wie sie auf den untersten Stufen der Pflanzen- und

Tierwelt vorkommt, kommt hier nicht mehr in Frage. Oder soll der erste Mensch anfänglich ein Hermaphrodit (Zwitter) gewesen und erst bei der Zeugung (und Geburt) der Frau zum normalen Mann geworden sein? Aber kommt so etwas in der Natur vor?

Unter diesen Umständen kann die auf den Menschenleib ausgedehnte Evolutions-theorie noch nicht als eine gesicherte *These* der Naturwissenschaft gelten, sondern bleibt vorderhand noch eine begründete naturwissenschaftliche *Hypothese*.

Zu dieser Evolutionstheorie haben aber auch Philosophie und Theologie, insbesondere die Schrift-Exegese, etwas zu sagen.

Die *Philosophie*, die nach den letzten Gründen des geschöpflichen Seins und Geschehens fragt, muß für die von der Evolutions-Theorie geforderten Umwandlungen der Lebewesen geradeso wie für die aufeinanderfolgenden Seinsstufen — anorganischer Stoff, Pflanze, Tier, Mensch, reiner Geist — einen hinreichenden Grund verlangen, und diesen findet sie endgültig im Schöpferwillen Gottes. Der Philosoph setzt zwar einerseits bei diesen Problemen das ganze System der geschöpflichen Ursachen in Rechnung; aber was nicht mehr im Wesen des betreffenden Dinges liegt, kann dieses auch nicht mehr bewirken, z. B. eine höhere Art, eine höhere Seinsstufe. Denn was nicht als Möglichkeit angelegt ist, kann nicht Wirklichkeit werden. Ein Tierleib kann somit ohne die neue Schöpfungstat der »eingehauchten« Menschenseele nie ein Menschenleib werden. Anderseits findet der Philosoph es nicht nur nicht als unpassend, sondern eher als schicklich, daß der Schöpfer-Gott an das schon Vorhandene jeweils anknüpfte, um aus Niedrigerem Höheres herauszuführen, indem Er bald latente Anlagen aktivierte, bald ein höheres Formprinzip eingoß. Aus den vorhin genannten Gründen müßte freilich dieser schöpferische Eingriff schon in den ersten Embryonalstadien erfolgt sein.

Was insbesondere den Menschenleib betrifft, ist vom Standpunkt der Philosophie aus nicht einzusehen, warum für ihn der leblose Lehm der Erde ein passenderer und würdigerer Baustoff hätte sein sollen als der bereits belebte und hochorganisierte Leib eines höheren Tieres, bzw. der Embryo eines solchen. Dieser Bestimmung als unwürdig und als hiezu ungeeignet könnte ein bereits belebter Stoff nur dann bezeichnet werden, wenn für die Würde des Werkes nicht die Würde des Werkmeisters, der *causa efficiens*, und der höhern neuen Form, sondern der Wert des Stoffes, der *causa materialis*, den Ausschlag gäbe; oder wenn dieser Stoff sich einer bewußten und freiwilligen Übertretung eines göttlichen Gebotes schuldig gemacht hätte. Im vorliegenden Falle aber kommt weder das eine noch das andere in Frage. Der Einwand fällt also dahin.

Das eben genannte Gesetz von dem alles beherrschenden und regulierenden Einfluß des Lebensprinzips auf die Gestaltung des Körpers eines jeden Lebewesens, also auch der menschlichen Seele auf ihren Leib, läßt es, philosophisch gesehen, als passender erscheinen, daß auch im Fall des ersten Menschen die Seele nicht einem schon fertigen Leib eingegossen wurde, sondern an dessen Aufbau tätig mitwirkte. Da erhebt sich freilich sofort die Frage: Was sagt die göttliche Offenbarung dazu?

Was nun die *Offenbarung des »logos émbiblos«* betrifft, so bieten, wie in Kap. III. gezeigt wurde, die einschlägigen Stellen von 1. Mos 1 u. 2 keinen sichern Anhaltspunkt für die Annahme, der Schöpfer sei bei der Erschaffung des Menschenleibes anders vorgegangen als bei der Erschaffung der Tiere. Mit vollem Rechte schrieb daher schon 1910 ein Altmeister der katholischen wissenschaftlichen Schrifterklärung, Prof. Dr. J. Goetsberger, München: »Es widerspricht der gesetzmäßigen Konstanz der Hermeneutik, das Bilden aus dem Erdboden von Gen (1. Mos) 2, 19 mit einer Des-

zendenz in der Tierwelt vereinbar zu finden, dagegen in Gen 2, 7 ausschließlich von einer anorganischen Materie zu verstehen. Deshalb ist es begreiflich, daß die Exegeten und Theologen sich gemehrt haben, welche eine Deszendenz des Menschenleibes aus einem Tierleib für biblisch einwandfrei halten¹⁵.« Damit aber fällt das biblische Hauptargument, das gegen die Herleitung des Menschenleibes aus dem Tierreich für gewöhnlich ins Feld geführt wird, dahin; auf dieser Stelle aber fußen alle späteren einschlägigen Stellen und hängen nach Sinn und Gewicht von ihr ab.

Dagegen müssen Exegeten und Theologen verlangen, daß die Naturforschung nur eine *einige* solche Menschwerdung postuliere; außerdem müssen sie, gestützt auf 1. Mos 2, 21—23 und 1. Kor 11, 12, daran festhalten, daß die erste Frau aus dem ersten Manne stammt, auch wenn über dem ganzen Vorgange vorderhand immer noch der Schleier des Geheimnisses liegt. Ein Wink, wie von der Bibel her der Eingriff des Schöpfer-Gottes zu denken wäre, mag darin liegen, daß das hebräische Hauptwort »séla« eher mit »Seite, Flanke« denn mit »Rippe« zu übersetzen ist. Dann wäre die Vorstellung des Berichterstatters die: Die falschen Rippen des heutigen menschlichen Brustkorbes kommen daher, daß der Schöpfer einen Teil des Brustbeins mit den anschließenden Teilen der ursprünglich echten Rippen wegnahm und diese Stelle mit Fleisch ausfüllte: eine Vorstellung, die dem Bau des menschlichen Rumpfes besser Rechnung trägt als die von den alten Übersetzern vertretene Deutung.

Mit Vorliebe wurden in neuerer Zeit gegen eine Evolution des Menschenleibes Gründe der *Schicklichkeit* sowie *kirchlicher* und *theologischer Autoritäten* ins Feld geführt. Wenn die erstgenannten, wie

¹⁵ Adam und Eva. Ein biblisches Lehrstück über Werden und Wesen der ersten Menschen. Bibl. Zeitr. Fragen III. 11. 1910. S. 18.

eben gezeigt wurde, die kritische Sonde des Philosophen nicht bestehen, so können sie auch für den Theologen kaum eine größere Beweiskraft haben. Was aber die sog. Autoritätsbeweise betrifft, so gelten diese bekanntlich soviel, als die von den Autoritäten vorgelegten Beweise gelten, bzw. als die Voraussetzungen von damals noch heute zutreffen. Die Beweise aber, die durchwegs vorgebracht wurden, berufen sich immer auf 1. Mos 1 u. 2 und ähnliche spätere Stellen; was jedoch von diesen Beweisen zu halten ist, wurde eben gezeigt. Eine theologische Zensur und eine kirchliche Verurteilung endlich, die der *monistischen* Evolutionstheorie galt, darf nicht ohne weiteres auf die *naturwissenschaftliche* Deszendenz-Theorie angewandt werden.

Dem heftigen Streite, der in neuerer Zeit in einzelnen katholischen Kreisen darüber geführt wurde, ob Theologen und Naturforscher überhaupt die Frage nach der Herkunft des Menschenleibes im Sinne der Evolution aufwerfen und behandeln dürfen, hat das oberste Lehramt der Kirche nun selber ein Ende gemacht, indem es die Frage *bejahte*: unter gewissen und an sich selbstverständlichen Bedingungen hat Papst Pius XII. im Rundschreiben »*Humani generis*« vom 12. Aug. 1950 den Vertretern der Theologie und der Naturwissenschaften *gestattet*, der Frage nach der tierischen Herkunft des Menschenleibes weiter nachzugehen.¹⁶

¹⁶ Rundschreiben Pius XII. »*Humani generis*« vom 12. Aug. 1950: »Das Lehramt der Kirche hat nichts dagegen, daß die *Evolutionslehre nach dem Ursprung des menschlichen Leibes* forscht, der aus einem schon existierenden und lebenden Stoff abstammen soll (denn daß die Seelen unmittelbar von Gott erschaffen werden, heißt uns der katholische Glaube festhalten). Das mag nach dem Stande der heutigen menschlichen Wissenschaften und der heiligen Theologie durch die Forschungen und Disputationen der Sachverständigen in beiden Lagern behandelt werden, doch so, daß die Gründe für beide Auffassungen, nämlich der günstigen und der entgegengesetzten, mit dem notwendigen Ernst, Maß

B.

Wie auf die Frage nach der Herkunft des Menschenleibes, so läßt sich auch auf die Frage nach dem *Alter* der Menschheit keine irgendwie genaue Antwort geben, und zwar sowohl von seiten der Hl. Schrift wie von seiten der Naturwissenschaften her.

In den geschichtlichen Büchern des A. T. fehlt es freilich nicht an Zeitangaben, die denn auch seit alters von den Juden und Christen zur Aufstellung sog. Weltären¹⁷ verwendet wurden. Gegenüber den phantastisch hohen Regierungsjahren, die die Babylonier ihren zehn Urkönen zuteilten, nehmen sich die Lebensalter der zehn biblischen Urväter zwischen Adam und Noe, und der zwischen Noe und Abraham (1. Mos 5 u. 11) recht bescheiden aus¹⁸ und könnten daher eher Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen. Aber zwei Umstände machen diese und ähnliche Zeitangaben für eine biblische Chronologie völlig un-

und Gewicht erwogen und beurteilt werden; wenn nur alle bereit sind, dem Urteil der Kirche sich zu unterwerfen, die von Christus den Auftrag erhalten hat, sowohl die Hl. Schriften authentisch auszulegen als auch die Dogmen des Glaubens zu schützen...« In der Ansprache vor der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften (30. Nov. 1941), auf die an dieser Stelle verwiesen ist, sagte der Papst u. a.: »Le multipli ricerche sia della paleontologia che della biologia e della morfologia su altri problemi riguardanti le origini dell'uomo non hanno finora apportato nulla positivamente chiaro e certo.«

¹⁷ Eine Weltära will mit der Erschaffung der Welt und der Menschen anfangen. Auf die christliche Aera des Dionysius Exiguus († um 540) bezogen, beginnt die *jüdische* Weltära 3761 v. Chr., die der *abendländischen* Christen 3943 v. Chr., die der *morgenländischen* Christen teils 5493, teils 5500, teils 5508. Der Grund dieser Verschiedenheit ergibt sich aus Anm.¹⁹.

¹⁸ Die Regierungszeiten der babylonischen Urkönie, wie sie der babylonische Geschichtsschreiber Berossus (im 3. Jahrh. n. Chr.) überliefert hat, schwanken zwischen 3 und 18 Saren (zu 3600 Jahren!!); die Lebenszeit der Urväter dagegen bewegt sich zwischen 777 (Lamech) und 969 Jahren (Methusala), die der nachnoachitischen Erzväter zwischen 148 (Therach) und 600 Jahren (Sem).

geeignet: 1. bieten die in Betracht kommenden Rezensionen des biblischen Textes¹⁹ diese Zahlen in stark abweichenden Formen, und 2. läßt sich in vielen Fällen zeigen, daß die betreffenden Zeitangaben an Ort und Stelle eine *symbolische* Bedeutung haben²⁰, womit ihr geschichtlicher Wert zweifelhaft wird. Aus dem Umstande, daß die in Betracht kommenden Zahlen in den verschiedenen Textgestalten stark von einander abweichen, darf und muß geschlossen werden, daß ihnen die Träger der alttestamentlichen Offenbarung keinen verpflichtenden Wert beilegten, sie somit als Lehrmittel einem bestimmten Lehrzwecke dienstbar machen; dann aber können diese Zahlen für die Christen auch nicht einen höhern Wert haben als für die alten Juden, und es muß der Schluß gezogen werden: für die Heils- und Offenbarungsgeschichte und somit für das ewige Heil ist eine genaue biblische Chronologie ebenso belang-

los und unnütz wie das Wissen um die innere Beschaffenheit der sichtbaren Dinge. Wie die Propheten des Alten Testamente die Zukunft durchwegs in verkürzender Perspektive schauten und wohl den ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse erkannten, nicht aber deren zeitlichen Abstand richtig zu bemessen vermochten (z. B. Dn 9, 24 ff.; Joel 3 [Vulg. 2, 28 ff.]), so steht auch der Annahme nichts entgegen, daß die Geschichtsschreiber die Vergangenheit, zumal die graue Vorzeit und Urzeit, in verkürzter Perspektive sahen und Ereignisse und Zustände zusammendrängten, die zeitlich weit auseinander lagen.

Der Stand der Geschichtskenntnisse der jüdischen und christlichen Gelehrten war nun bis in die neuere Zeit nicht derart, daß sie die alte Geschichte nicht hätten in den Rahmen ihrer Weltära einspannen können. Das ward allmählich anders, als die Geschichte und die Kultur des alten China, der alten Sumerer und Ägypter wissenschaftlich erforscht und einigermaßen datiert werden konnten; als die Gelehrten an die Durchforschung der großen Sprachenfamilien, der Menschheitsrassen und der Urkulturen gingen; als anhand von Überresten der altzeitlichen Bauwerke und des alten Kunstgewerbes die Vorgeschichte den Wohnsitzen und Wanderungen längst ausgestorbener Stämme und Völker nachspüren konnte: da reichten die alten Weltären bei weitem nicht mehr aus. Der Nachweis endlich, daß die Menschheit zwar nicht terziär²¹ sei, wohl aber diluvial und daß sie, wenn nicht alle, so doch mehrere Vergletscherungen miterlebt habe, rückt mit einem Male das Alter der Menschheit in die Hunderttausende von Jahren hinauf, erniedrigte aber auch die Riesenzahlen, die

¹⁹ Die Stammbäume der Adamiten (Sethiten) und Semiten (1. Mos 5 u. 11) liegen in dreifacher Gestalt vor, in der hebräisch-*masoretischen*, in der hebräisch-*samaritanischen* und in der alexandrinisch-*griechischen* Rezension. Die masoretische Form (Mas.) ging durch den hl. Hieronymus († 420) in die lateinische Kirchenbibel der Vulgata über; die griechische Übersetzung, auch Septuaginta (LXX) genannt, wurde die Kirchenbibel der Ostkirchen; die samaritanische Rezension (Sam.) ist heute noch bei den Samaritern in Gebrauch. Gegenüber Mas. erniedrigt Sam. die Zeugungsalter der Urväter insgesamt um 350 Jahre, und erhöht LXX dieses Alter insgesamt um 600 Jahre; in der Semiten-Liste erhöhen Sam. und LXX gegenüber Mas. das Zeugungsalter insgesamt um 650, bzw. 780 Jahre. — Eine weitere Differenz ergibt sich aus 2. Mos 12, 40: die 430 Jahre, die nach Mas. (und Vulg.) der Aufenthalt der Israeliten in Ägypten allein dauerte, verteilen Sam. und LXX auf Kanaan und Ägypten; dieser Auffassung pflichtete auch Paulus bei in Gal. 3, 17.

²⁰ Siehe Joh. Schildenberger: Vom Geheimnis des Gotteswortes, S. 264—276 (Verl. Kerle, Heidelberg, 1950): die Zahlen des masoretischen Textes erweisen sich fast durchwegs als Zusammensetzungen meist einfacher Zahlen, die bereits schon eine symbolische Bedeutung hatten, wie 3, 4, 7, 12.

²¹ Die geologische Neuzeit, deren Pflanzen- und Tierwelt der heutigen schon ganz nahe steht, wird ins Tertiär und Quartär gegliedert; das letztgenannte umfaßt Diluvium und Alluvium, d. h. die Eiszeiten und die Abtragungen und Aufschüttungen der Gegenwart.

der monistische Evolutionismus für die Entstehung des *Homo sapiens* gefordert hatte. Ausgehend teils vom Bleigehalt von Uranpecherz-Brocken, die sich gelegentlich in Sedimentgesteinen finden, teils von den veränderlichen Größen des Sonnensystems²², die durch ihre Überlagerung oder Interferenz die irdischen Temperaturgegensätze zwischen Sommer und Winter erhöhen oder herabsetzen und somit eine Eiszeit beenden oder heraufführen, suchten in den letzten Jahrzehnten verschiedene Gelehrte, das Alter der diluvialen Schichten zu bestimmen, und sie kamen bis zu einer Million von Jahren. Nun sind die angewandten Methoden weder erprobt noch einwandfrei, so daß die so errechneten Zahlen noch durchaus nicht gesichert sind. Aber es liegt doch auch auf der Hand, daß der Vorstoß der Gletscher von den Alpen bis ins Mittelland, von der Arktis bis nach Norddeutschland, und ihr Rückzug, die Aufschüttung von Nagelfluhbergen (z. B. Napf), die Umwandlung der zurückbleibenden Steinwüste in eine Grassteppe, der Steppe in einen halbtropischen Urwald immer je eine recht lange Zeit dauerte, die eher nach Jahrtausenden, denn nach Jahrhunderten zu bemessen

²² Die wechselnde Neigung der Erdachse zur Erdbahn durchläuft eine Periode von 40 400 Jahren, die veränderliche Exzentrizität der Erdbahn eine solche von 91 800 Jahren, und die Lage des Perihels (der Sonnennähe) kehrt erst nach 20 900 Jahren an den Ausgangspunkt zurück. Je größer der Winkel der Erdachse zur Erdbahn; je kreisähnlicher die Erdbahn selber ist, und wenn, wie es z. Z. der Fall ist, das Perihel in den Winter (der nördl. Halbkugel) fällt, um so mehr wird der Temperatur-Gegensatz zwischen Sommer und Winter herabgesetzt. Wenn alle drei Faktoren zusammenwirken, sind die Voraussetzungen zu einer Eiszeit gegeben; wenn sie sich dagegen gegenseitig aufheben, bricht und hält eine Zwischeneiszeit an.

Durch Ausstrahlen von Helium-Kernen gehen Uran und Thor in verschiedenen Zwischenstufen allmählich in Blei über, und zwar nach ganz bestimmten Gesetzen. Der Bleigehalt eines solchen Einschlusses gibt also einen Anhaltspunkt, das Alter des einschließenden Gesteins zu bestimmen.

ist, und dieser Vorgang wiederholte sich mehrmals, so daß auf alle Fälle das Alter der Menschheit eher mehr als 100 000 Jahre beträgt denn weniger.

Da erheben aber nicht wenige die Frage: Wie konnte Gott die Menschheit so lange auf die Ankunft des Erlösers warten lassen? Darauf ist zu erwidern: 1. Es ist nicht der Menschen, sondern Gottes Sache, den Zeitpunkt des Heiles (wie des Gerichtes) zu bestimmen. 2. Um für das von Gott vorgesehene Heil empfänglich zu sein, mußte die Menschheit sich umsonst auf allen Wegen der Selbsterlösung abgemüht haben, und zu diesen gehörten auch die Hochkulturen und die Weltreiche, die erst nach recht langem Anstieg erreicht werden konnten. 3. Die noch heute lebenden primitiven Stämme der Yamana (auf Feuerland) und der Bambuti (Zentralafrika) beweisen, daß der Hochgott-Glaube und eine relativ hohe Sittlichkeit, unter gewissen Bedingungen, sich durch die längste Zeit hindurch ungeschwächt erhalten konnten, und damit blieb jenen Menschen der Heilsweg offen.

C.

Als *Urheimat* der Menschheit wird in 1. Mos 2 das *Paradies*²³ bezeichnet, der Garten, den Jahve-Elohim im Lande Eden²⁴ fern im Osten anlegte, mit herrlichen Fruchtbäumen bepflanzte und durch einen Fluß bewässern ließ, der von Eden kam (Vv. 8 und 9). — Offenbar weil diese geo-

²³ Paradies ist ein Lehnwort aus dem Altpersischen »pairidaeza«, das eine Umwallung bezeichnet. Das hebräische »paradēs« bedeutet an seinen drei Belegstellen »Königspark«; in LXX und Vulg. wird dieses Lehnwort sowohl für einen beliebigen Lustgarten wie für den Gottesgarten von 1. Mos 2 gebraucht. Im N. T. bezeichnet »paradisus« nur den Ort der Seligen, so in Lk 23, 43; 2. Kor 12, 4 und G. O. 2, 7.

²⁴ Nach dem Urtext ist »Eden« ein geographischer Name und bezeichnet ein Land oder eine Gegend. Der hl. Hieronymus faßte dieses Wort als ein Nennwort auf und übersetzte es mit »Wonne«; daher der Name »Wonnegarten«.

graphische Bestimmung den Spätern nicht mehr genügte, ergänzte sie, aus einer andern alten Überlieferung schöpfend, eine zweite Hand mit der Angabe über den weiteren Verlauf des Flusses. Nachdem dieser das Paradies durchflossen hatte, teilte er sich in vier Arme, die je eine verschiedene Richtung einschlugen²⁵. Der erste Flußarm, Pischon geheißen, umfloß das Goldland Havila und der zweite, der Gihon, das Land Kusch; der dritte, der Chiddéqel, hatte seinen Lauf östlich von Assur, der vierte war der Prat (Vv. 11—14).

Da beim letztgenannten jede nähere Bestimmung fehlt, darf angenommen werden, daß er den Lesern oder Hörern dieses Berichtes wohl bekannt war: der im Alten Testament ziemlich oft genannte Prat = Euphrat. Auch die Gleichung »Chiddéqel« = »Tigris« ist durch Dn 10, 4 und die assyrische Namensform »Idiklat« hinreichend gesichert. Dagegen ist es vergebliche Mühe, die genaue Lage der hier gemeinten Landschaften Havila und Kusch und damit ihrer Grenzflüsse Pischon und Gihon bestimmen zu wollen. Während die alten jüdischen und christlichen Schrifterklärer in diesen vier Flüssen die ihnen bekannten Hauptströme der alten Welt erblickten, halten sich die neuern Erklärer näher an den Wortlaut des Textes und suchen daher das Paradies in einem Quellgebiet von vier Flüssen und verlegen es teils nach Hocharmenien, teil nach Arabien.

Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus ist jedoch gegen eine solche Festlegung des Paradieses von 1. Moses 2 einzuwenden, daß sich heute nirgends auf der ganzen Erde ein Fluß in vier Arme teilt, die nach verschiedenen Richtungen abfließen, wie es der Text von 1. Mos 2, 10

²⁵ Nach dem Sprachgebrauch, wie er im Sumerischen nachgewiesen ist, lag der Gottesgarten *oberhalb* der Teilung des Stromes in vier »Häupter«, d. i. Mündungen, nicht *unterhalb* des Zusammenflusses von vier Flüssen; es lag also im Quellgebiet, nicht an der Mündung der vier Ströme.

bis 14 verlangt. Es hat sich aber auch während des geologischen Diluviums das Antlitz der Erde stark genug verändert, so daß die damaligen geographischen Verhältnisse heute nicht mehr erkennbar und feststellbar zu sein brauchen. Durchaus einleuchtend ist jedoch die Annahme, die Urheimat und Wiege der Menschheit sei in einer Landschaft gewesen, von wo aus sich die Menschheit leicht nach allen Seiten hin ausbreiten konnte, und dieser Bedingung genügen das Hochland von Armenien, von Iran und Pamir.

Das Paradies des *Urzustandes* ist für die Menschheit endgültig verloren gegangen, dafür darf sie auf Grund der Erlösung das Paradies des *Endzustandes* erwarten: fruchtbarer also als die Suche nach der Lage des erstgenannten ist die Bemühung, das zweite zu erlangen.

D.

1. Mos 1; 2; 4 liefern auch das nötigste Material für die *Kultur* der ersten Menschen. Nach 1. Mos 1, 26—29 war der Urmensch nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen und daher auch berufen und befähigt, die Herrschaft über die ganze sichtbare Schöpfung auszuüben. Nach 1. Mos 2, 8 versetzte Jahve-Elohim den Mann, den Er eben »geformt« hatte, in den Wonnegarten, damit er diesen bebaue und behüte, und nach 2, 19. 20 übte der Urmensch seine Herrschaft aus, indem er den Tieren sinnvolle Namen beilegte. Das Strafurteil über den Mann nach dem Sündenfall lautete dahin, daß der Erdboden, der bisher seinem Herrn den Unterhalt reichlich hergab, fortan im Schweiße des Angesichtes bebaut werden müsse und auch so oft genug nur Dornen und Disteln tragen werde (3, 18. 19). Als Jahve-Elohim das erste Menschenpaar aus dem Wonnegarten verbannte, »bekleidete« Er sie mit Häuten, sei es von Tieren, sei es von Pflanzen — der Urtext läßt die eine und die andere Deutung zu —, was wohl heißen will, Er habe sie dazu ange-

leitet. Unter den ersten Nachkommen der Stammeltern findet bereits eine Arbeitsteilung statt, indem Kain Ackerbau betreibt und Abel Kleinviehzucht (1. Mos 4, 2).

Die Gott-Ebenbildlichkeit des ersten Menschenpaares berechtigt zwar durchaus zur Annahme, schon der Urmensch sei mit allen leiblichen und geistigen Anlagen und Fähigkeiten ausgestattet gewesen, die er für den großen Kulturauftrag Gottes von 1. Mos 1, 28 nötig hatte; aber daß Gott ihm bei der Betätigung dieser Fähigkeiten eigens an die Hand gegangen sei, steht weder irgendwo im biblischen Texte, noch entspricht dies der sonstigen Pädagogik und »Politik« Gottes. — Bei der Fruchtbarkeit des Paradieses und — nach dem Sündenfall — bei der Weite des Erdbodens fiel es dem Urmenschen nicht schwer, sich die nötige Nahrung (und Kleidung) zu verschaffen, und wenn er hiezu materielle Werkzeuge benötigte, so lernte er bei seinen hohen Geistesgaben unschwer, solche aus Holz, Stein oder Knochen herzustellen. Die Sorge für den täglichen Unterhalt führte mit der Zeit von selber dazu, daß sich von der ursprünglichen Sammeltätigkeit primitiver Ackerbau und primitive Viehzucht abzweigten; nur sah der biblische Verfasser diese Entwicklung in zeitlich stark verkürzter Perspektive, und von der (primitiven) Jagd auf das Wild des Feldes schweigt er, weil für ihn die ersten Menschen sich immer noch aus der Pflanzenwelt ernährten (1. Mos 1, 29).

Seine geistige Kultur betätigte der Urmensch in der Sprache, durch die er in sinnvoller Weise seine Gefühle äußerte und den Seinesgleichen seine Gedanken und Empfindungen mitteilte. Die Benennung der Tiere in 1. Mos 2, 20 und die Reden, die in 1. Mos 3 u. 4 geführt werden, setzen den Gebrauch der Sprache bereits voraus, und aus den hebräischen Namen²⁶ der bibli-

schen Urmenschen schloß man früher, Hebräisch sei die Sprache gewesen, die Gott selber das erste Menschenpaar gelehrt habe. Was das Letztgenannte betrifft, ist für die Sprachwissenschaft das Hebräische viel zu jung, viel zu spezialisiert, als daß es als Ursprache noch ernstlich in Frage kommen könnte. Bzgl. des Ursprungs der Sprache überhaupt weist die moderne Sprachforschung mit Recht hin sowohl auf die *Tatsache*, daß die Sprachen der primitiven Völkerstämme, die der Urkultur verhältnismäßig noch recht nahe stehen, weder Klassifizierungen (z. B. der Hauptwörter nach Geschlecht oder andern Gesichtspunkten) noch ein brauchbares Zählsystem aufweisen, und daß auch in den modernen Sprachen die ursprünglichsten Wörter an die Betätigung der Hände (z. B. »greifen«) und der Ohren (z. B. Schallnachahmung) erinnern; wie auf die *Leichtigkeit*, mit der die Kinder auch von heute sinnvolle neue Wörter zu bilden verstehen. Die verschiedenen Sprachen haben demnach als echtestes Erzeugnis des kulturfähigen und Kulturschaffenden Menschengeistes zu gelten; von der Ermittelung der Ursprache jedoch ist die heutige Sprachwissenschaft noch weit entfernt.

E.

Was den *Sündenfall* der Stammeltern (1., Mos 3, 1—6) betrifft, so fragt jedermann und vor allem der Naturforscher, was unter der verführenden Schlange zu verstehen sei. Daß sie weiter nichts sei als ein Glied der Ophiiden der Zoologie und daß das Strafurteil über sie (Vv. 14 und 15) nur die Feindschaft besage, mit der der Mensch die Schlangen verfolgt, dem widerspricht das Reden der Schlange und die Rolle des raffinierten Verführers, die sie spielt. Das Kriechen auf dem Bauche und das Fressen staubbedeckter Nahrung, das das Strafurteil über sie ausspricht, ist für die Schlange Natur, aber, von Menschen ausgesagt, in der Sprache der Bibel (Is 49, 23; Mich

²⁶ Adam = Mensch; Charova (Eva) = Leben; Hebel (Abel) = Hauch; Enosch = Mensch usw.

7, 17; Ps 72 [71], 9) tiefste Demütigung für den Betroffenen. Die Frage, ob die Schlange dann nur Maske sei oder Sinnbild einer geistigen und feindlichen Macht, gehört der Theologie im allgemeinen und der Exegese im besondern an. Im Lichte der voranschreitenden Offenbarung des Alten Testamentes (vor allem Ws 2, 24) und der vollen Offenbarung des Neuen Testamentes (z. B. G. O. 12, 9; 20, 2) ist es gewiß, daß der eigentliche Verführer ein gefallener Geist war; welche Rolle dann die Schlange selber in der Verführung spielte, bleibt strittig.

Im Lichte der vollen Offenbarung ist auch klar, daß das *Wesen* der ersten Sünde im Stolze, in der Selbstüberhebung lag, in einer Selbstbestimmung, wie sie nur Gott allein zukommt. *Materiell* bestand die Ur-sünde nach dem Wortlaut des Berichtes im verbotenen Genusse einer Baumfrucht²⁷. Für die traditionelle Ansicht, die im Baum der »Erkenntnis des Guten und des Bösen« einen wirklichen Baum sieht, sprechen sowohl der nächstliegende »vordergründige« Wortsinn und Zusammenhang des Berichtes sowie der Umstand, daß diese Deutung am ungezwungensten der Wendung »Gutes und Böses erkennen«²⁸ gerecht wird.

²⁷ Daß die Frucht ein Apfel gewesen sei, steht nirgends in der Hl. Schrift; Stellen wie HL 8, 5 haben mit dem Sündenfalle nichts zu tun. Mit mehr Recht könnte man an einen Feigenbaum denken (siehe V. 7).

²⁸ »Gutes und Böses« kann nach dem biblischen Sprachgebrauch bedeuten »nützlich und schädlich«, »sittlich erlaubt oder unerlaubt«, oder auch »alles«, je nach dem Zusammenhang. »Gutes und Böses erkennen« bedeutet also entweder »alles wissen« oder »bestimmen, was erlaubt oder unerlaubt, nützlich oder schädlich sein soll«, also etwas, was nur Gott zukommt. — »Einen Mann, bzw. eine Frau erkennen« bezeichnet in der Hl. Schrift durchwegs den geschlechtlichen Verkehr, sowohl den rechtmäßigen wie den unrechtmäßigen (s. B. 1. Mos 4, 1. 17; 19, 5. 8; 24, 16; 1. Sm 1, 19; 1. Kg 1, 4; Mt 1, 25; Lk 1, 34 usw.). In 1. Mos 2 u. 3 ist Objekt von »erkennen« immer nur »Gutes und Böses«, nie »Mann, bzw. Frau«.

Aber schon im rabbinischen Judentum und in der Kirche des vierten Jahrhunderts wurden Stimmen laut, und heute pflichten diesen viele katholische und nicht-katholische Autoren bei, die Stammeltern hätten sich dadurch versündigt, indem sie, bevor Gott es ihnen erlaubt hatte, sich »erkannt«, d. h. geschlechtlich verkehrt hätten, und auch für diese Ansicht lassen sich, zumal aus dem geistigen »Hintergrunde« des Berichtes, beachtenswerte Gründe vorbringen. Angesichts der Geschichte der Erklärung des Sündenfalles und angesichts der vorgebrachten Gründe ist auch die sog. *sexuelle* Auffassung haltbar, aber für die *traditionelle* Auffassung scheinen immer noch triftigere Gründe zu sprechen²⁹. Die Archäologie (als Naturwissenschaft im weitern Sinn des Wortes) hat zu dieser Frage insofern etwas beizusteuern, als sie den Nachweis erbringt, daß im alten Babylonien und Ägypten, vor allem im vorisraelitischen Kanaan der Schlangen-Kult im Schwunge war und in engster Verbindung sowohl mit den chthonischen (unterirdischen) Gottheiten, d. h. den Dämonen, wie mit dem Sexualleben stand. Aus den geschichtlichen und prophetischen Büchern des Alten Testamentes³⁰ ist aber bekannt, wie oft und leicht die Israeliten den Einflüssen ihrer heidnischen Nachbaren erlagen und das Sexualleben, insbesondere die Mutterschaft in den Schutz und Dienst des Dämonen-Kultes stellten. Unter diesen Umständen wäre es nicht befremdend, sondern es war geradezu gebo-

²⁹ Die traditionelle Ansicht vertreten heute vorab P. Heinisch, »Probleme der biblischen Urgeschichte«, S. 66 ff. (Luzern, 1947), und P. Joh. Schildenberger, »Vom Geheimnis des Gotteswortes«, S. 290 f. Für die sexuelle Ansicht tritt in neuester Zeit besonders ein Dr. J. Coppens, Prof. an der Universität Löwen, in der Schrift »La Connaissance du Bien et du Mal et le Péché du Paradis« (Louvain, 1948).

³⁰ Mos I. 38; III. 18 u. 20; IV. 25; Ri 19; 2. Kg 17 (17); Is 57; Jer 2; 7; Ez 8; Os 4; Ps 106 (105), 28. 35—38, um nur die wichtigsten Stellen zu nennen.

ten, daß die Vertreter der reinen Jahve-Religion, und dahin gehörten jedenfalls auch die Verfasser und Redaktoren der kanonischen Bücher, sowohl offen als verschleiert, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, also auch im Berichte über die Ursünde, gegen diese Volksseuche ankämpften. Damit wäre der unleugbare sexuelle Hintergrund der Sündenfall-Geschichte durchaus verständlich, auch wenn die traditionelle Auffassung recht haben sollte.

*

Was also die Natur- (u. Geschichts-) Wissenschaften über die Anfänge der Menschheit Positives zu sagen haben, ist herzlich wenig. Aber schon das ist wertvoll zu wissen, wie weit das sichere Wissen reicht, und wie weit das, was die früheren Theologen und Exegeten vom Stande des damaligen Wissens aus über diese Fragen und Probleme vorgetragen haben, als sicher und zuverlässig gelten kann.

v

DIE BIBLISCHE SINTFLUT

Der Bericht über die biblische Sintflut (1. Mos 6—8) wirft nicht weniger Probleme auf als die Geschichte der ersten Menschen, Probleme sowohl literarisch-historischer wie naturwissenschaftlicher Art. Nur die letztgenannten können hier ex professo behandelt werden, die andern werden nur der Vollständigkeit halber angedeutet.

A.

Vom *naturwissenschaftlichen* Standpunkte aus ist in erster Linie zu betonen, daß das diluvium der (lateinischen) Bibel etwas ganz anderes ist als das Diluvium der heutigen Naturwissenschaften, die freilich in ihrem Jugendstadium Bezeichnung und Inhalt von der Bibel herübergenommen haben. Das *geologische* Diluvium ist die Zeit der wiederholten Vergletscherungen, die in der geologischen Neuzeit über die

nördliche Erdhalbkugel hinweggingen; das *biblische* diluvium (Sintflut) dagegen war eine *einmalige* große Flut, die die ganze Erde (im Sinne des biblischen Berichterstatters) bedeckte. Das biblische diluvium kann mit dem geologischen Diluvium irgendwie zusammenhangen, aber ein solcher Zusammenhang ist bisher nicht nachgewiesen.

Noch vor wenigen Jahrzehnten sahen sich die Vertreter der Naturwissenschaften gezwungen, aus der Physik, der Meteorologie, der Pflanzen- und Tiergeographie Beweise gegen die *geographische* Allgemeinheit der Sintflut und aus den Überlieferungen der Völker³¹ sowie aus der Rassen- und Sprachen-Forschung Beweise gegen die *ethnographische* Allgemeinheit der biblischen Flut zusammenzutragen, da die Mehrzahl der Exegeten und der Theologen glaubte, annehmen zu müssen, die biblische Flut habe sich über die ganze Erde oder mindestens über den damals bewohnten Erdkreis ausgedehnt. Die von den profanen Wissenschaften beigebrachten Gründe und Beweise behalten zwar noch heute ihre Gültigkeit, sie müssen aber nicht mehr eigens geltend gemacht werden, seitdem und sobald die Vertreter der theologischen Wissenschaften zugeben, der Ausdruck »kol-haáres« (die ganze Erde) im Flutbericht dürfte ebensogut hyperbolisch verstanden werden wie an andern Stellen, wo der Sachverhalt klar zutage liegt, z. B. in 1. Kg 10, 24; 18, 10; AG 2, 5, oder, was auf dasselbe hinaus kommt, der biblische Berichterstatter habe nur über jenen Teil der Erdoberfläche eine Aussage gemacht, machen wollen und können, die in seinem geistigen Gesichtsfelde lag, und das war ein kleiner Teil der bewohnbaren und wirklich bewohnten Erde.

³¹ Sagen und Überlieferungen von einer großen Flut finden sich zwar bei den meisten alten Völkern, fehlen aber bei den Arabern, Chinesen und Japanern, und die vorhandenen Sagen brauchen sich gar nicht auf dasselbe Ereignis zu beziehen.

In 1. Mos 6, 17 und 7, 11, 12 wird die große Flut zurückgeführt auf einen 40tägigen Regen und auf die Sprudel des großen Meeres, also auf einen Regen riesigen Ausmaßes und auf eine Sturzflut — ob wirklich auf beides, darüber später. Weder gegen die eine noch die andere Ursache der als beschränkt angenommenen biblischen Flut hat die Naturwissenschaft etwas einzuwenden. Die Meteorologie weiß Orte zu nennen, wo die tägliche Niederschlagsmenge selbst während längerer Zeit bis 1 m beträgt; und die Geologie berichtete von Sturzwellen, die, durch Seebeben oder Ausbruch unterseeischer Vulkane (z. B. des Krakatau 1883) hervorgerufen, große Länderebiete überschwemmten; von Erdbeben, die Flussläufe verlegten und so große Überschwemmungen bewirkten; von Einbrüchen der Erdrinde, die gewaltige »Gräben«³² oder Senken zurückließen, in die dann das Weltmeer einströmen konnte. Was insbesondere Mesopotamien betrifft, die erste Heimat der Ahnen des israelitischen Volkes, so stießen 1929 die amerikanischen Ausgräber der Ruinen-Hügel von Ur und Kisch in Südbabylonien auf eine gleichförmige, mehr als 3 m mächtige Lehmschicht, die zugleich die historischen Städte trug und viel ältere menschliche Siedlungen der Steinzeit zudeckte. Ob diese Lehmschicht die Ablagerung der biblischen Flut ist oder einer andern Überschwemmung, ist unsicher, aber auch belanglos; sie beweist aber jedenfalls, daß in dem bereits von Menschen bewohnten Mesopotamien solche Überschwemmungen stattgefunden haben, und das genügt.

B.

Das hauptsächlichste literarisch-historische Problem ist, ob und welche Bezie-

³² Eine solche Senke, die tiefste der heutigen Erdoberfläche, erstreckt sich von Syrien durch das Jordantal (mit dem Toten Meer), den Golf von Akaba bis zu den großen ostafrikanischen Seen, deren Anwohner die Erinnerung an einen solchen Meereseinbruch festgehalten haben.

hungen zwischen dem *biblischen* und dem *babylonischen Flutbericht* bestehen. Denn im äußern Verlaufe der Flut stimmen die beiden Berichte so sehr miteinander überein, daß die Abhängigkeit des einen Berichtes vom andern oder beider von einer älteren Quelle nicht wohl in Abrede gestellt werden kann. Aber, und das ist die Hauptsache, in der geistigen Einstellung, in der ethischen Begründung der Flut unterscheiden sich die beiden Berichte so gründlich, daß der als Rationalist unverdächtige protestantische Theologe H. Gunkel († 1932) den biblischen Bericht mit einem kristallklaren Bergquell, den babylonischen mit einer schmutzigen Dorfpütze vergleichen durfte. Sollten beide Berichte aus derselben Quelle fließen, so hat der biblische den ursprünglichen ethischen Monotheismus unversehrt bewahrt, während der babylonische bald polytheistisch verseucht wurde. Sollte der biblische Bericht der jüngere von beiden sein, so hätte der in den Ahnen des israelitischen Volkes wirkende prophetische Geist alle Spuren des Polytheismus ausgemerzt.

Als *Grund* der großen Flut wird in 1. Mos 6, 5—12 die *Gottvergessenheit* und die *Sittenverderbnis* bezeichnet, von denen die ganze Menschheit bis auf die Familie Noes ergriffen war. Diese Verderbnis selber wird in 6, 1—4 zurückgeführt auf die Ehen der »Gottes-Söhne« mit den »Menschen-Töchtern«, denen die Gewaltmenschen, die »nefilim« (= Riesen?) entsprossen. Die traditionelle Exegese erblickt in den »Gottes-Söhnen« die Nachkommen des gerechten Seth (4, 25; 5, 3—7), und in den »Menschen-Töchtern« Kainitinnen vom Schlag der Ada, Zilla und Naama (4, 19, 20). Mit ebensoviel Recht werden (nach 5, 1) die Gottes-Söhne als die Männerwelt, bzw. die Vornehmen, und die Menschen-Töchter als die Frauenwelt gedeutet (so Closen). Nach einem ebenfalls in der Hl. Schrift vorkommenden Sprachgebrauch (s. Job 1,6; 2, 1; Dn 3, 92) sahen spätere jüdische und auch einige altchristliche Schrifterklärer in den

Gottes-Söhnen reine Geister, die sich in Menschen-Töchter verliebten und dadurch zu Fall kamen. Diese Deutung ist natürlich theologisch unhaltbar, sie bringt aber treffend zum Ausdruck, daß sich die Alten das Dasein und Wirken der riesenhaften Gewaltmenschen, die in der Erinnerung weiterlebten, nicht anders erklären konnten denn als das Erzeugnis einer derart unnatürlichen Verbindung.

Das »armselige Holz«, das den Gerechten rettete (Ws 10, 4), war nach der Bibel (1. Mos 6, 14—16) ein Holzkasten von 300 Ellen Länge, 50 Ellen Breite, 30 Ellen Höhe — die Elle ist mindestens zu 55 cm zu rechnen —, nach dem babylonischen Berichte ein Schiff von 120 Ellen Höhe. Es liegt auf der Hand, daß solche Bauwerke mittels der Steinwerkzeuge der Urzeit kaum auszuführen waren. Damit wird entweder die Sintflut samt dem Bau der Arche in eine so späte Zeit gerückt, wo man sich bereits auf die Bearbeitung der Metalle verstand, oder es verlegte der Berichterstatter die technischen Mittel und Leistungen seiner Zeit in die Urzeit zurück, und der biblische Verfasser übernahm den Bericht, wie er ihn vorfand, gerade so wie er die Stammbäume und andere Dokumente verarbeitete, die ihm die Überlieferung bot. Da die Metallzeit sehr spät beginnt, ist die zweite Annahme die wahrscheinlichere.

Welcher Art solche Überlieferungen sein konnten und wie der Redaktor von 1. Mos sie verarbeitete, zeigt gerade der Sintflutbericht. Mittels der verschiedenen Gottesnamen und des Details lassen sich unschwer zwei Berichte herausschälen, die in allen wesentlichen Zügen übereinstimmen, in den Einzelheiten aber sich deutlich voneinander abheben, in 1. Mos 6—9 aber unausglichen ineinander verarbeitet sind. In der *jahvistischen* Quelle wurde die Flut bewirkt durch einen 40tägigen Regen und dauerte zwei Monate, d. h. $(40 + 3 \times 7)$ Tage, und in die Arche waren aufzunehmen je sieben Paar reine und je ein Paar

unreine Tiere. Nach der *elohistischen* Quelle bewirkte eine Sturzwelle die Flut, die ein volles Sonnenjahr dauerte; mitzunehmen in die Arche waren nur je ein Paar Tiere. Da beide Quellen dem Redaktor glaubwürdig erschienen, die Inspirationsgnade ihn aber darüber nicht belehrte, wie die Unterschiede auszugleichen seien, suchte er, wie man es auch in der profanen Geschichtsschreibung machte, so gut es ging, die beiden Quellen in *einen* Bericht zu verweben.

VI

DER BABYLONISCHE TURM UND DIE SPRACHVERWIRRUNG

Die Ausgrabungen, die an den Ruinenstätten Mesopotamiens um die Mitte des letzten Jahrhunderts begannen und bis heute fortgesetzt werden, brachten in jeder alten Residenzstadt einen sog. Zikkurat zutage, einen Tempelberg, der in mehreren kubischen Stockwerken aufgeführt war, sich nach oben verjüngte und oben mit einem Tempel abschloß, in dem der Stadt- und Reichs-Gott, die idealisierte Staatsmacht, thronte. Da es im Alluvium des Zweiströmlandes keine Steinbrüche gab, wohl aber Lehm und Erdharz (Asphalt) in Menge, so baute man mit Ziegeln, die bald an der Sonne, bald im Feuer gehärtet waren, und als vorzüglicher Mörtel diente das Erdharz. Einen solchen Zikkurat ließ der Babel-König Nabuchodonosor nach einer von ihm angebrachten Inschrift erneuern, den Etemenanki, der unten 90 m im Geviert maß und 90 m hoch war, also »bis an den Himmel zu reichen« schien. — Solche Bauwerke als Ausdruck heidnischen Übermutes und Machtwillens und der Selbstvergötterung hatte der Verfasser des Berichtes von 1. Mos 11, 1—8 vor Augen, als er die wiederum sich von Gott abwendende Menschheit den Plan fassen ließ, als Zeugen und Symbol ihrer Einheit einen Turm zu bauen, der bis an den Himmel reichen

sollte. Aber selbst ein solches Bauwerk ist vor Gott so winzig, daß dieser geradezu eigens herabsteigen muß, um diese »Maulwurfshaufen« auch nur zu sehen. Man merkt den Spott des Verehrers des Himmels-Gottes.

Um solch ein himmelstürmendes Werk zu vereiteln, brauchte Gott nur durch die Sprachverwirrung zu bewirken, daß sich die Menschen nicht mehr verstehen konnten. Das war der symbolische Ausdruck der geschichtlichen Vorgänge in Mesopotamien. Seit der grauen Vorzeit erhob sich dort ein Stadt-Staat nach dem andern, und jeder hatte die Tendenz, zu einem Großstaat, einem Weltreich auszuwachsen, und sie alle vergötterten die Staatsmacht, standen im Dienste der Dämonen. Aber sie alle umfaßten ein Gewimmel von Völkern und Stämmen der verschiedensten Sprachen, Kulturen und politischen Tendenzen, die sich nicht »unter einen Hut bringen« ließen. Dazu kamen die sozialen Gegensätze im Herrenvolk und der Drang der angrenzenden Gebirgs- und Wüstenstämme nach dem fruchtbaren Tieflande. Da brauchte Gott nur den Geist des »Sich-nicht-mehr-verstehen-Wollens und des Nicht-mehr-zusammengehen-Wollens« unter sie zu senden, und es folgte alsbald ein »Sich-nicht-mehr-verstehen-Können«, eine Verwirrung weniger der sprachlichen Laute als der politischen Tendenzen, und das Weltreich, »der babylonische Turm«, zerfiel unaufhaltsam, unrettbar. Freilich war auch die Aufteilung der Sprachen nicht aufzuhalten; denn sie war begründet in der Mannigfaltigkeit der Geistesanlagen der Menschen und in der Vielfalt der klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, konnte aber durch das Auseinander-Streben der sozialen und politischen Interessen und Tendenzen nur beschleunigt und verschärft werden. Mochten aber im Blickfeld des Verfassers der sogenannten Völkertafel von 1. Mos 10, das vom persischen Meerbusen bis nach Spanien, von Äthiopien und Süd-

Arabien bis zum Kaukasus und zur Krim reichte, die verschiedenen Völker und Stämme infolge der Sprachverwirrung noch so auseinander streben, er behandelte sie alle als gleichwertige Nachkommen des einen Stammvaters Noe und damit als Anwärter des messianischen Heiles, und somit erhebt er sich himmelhoch über den engherzigen Nationalismus der antiken Völker und selbst der späteren Juden.

SCHLUSSWORT

»Im Anfang war der Logos (das Wort), und der Logos war bei Gott, war selber Gott. Alles ist durch Ihn geworden, und nichts von dem, was geworden ist, ist ohne Ihn geworden. In Ihm war auch das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.« Mit diesen Worten von unüberbietbarer Knappheit hat der vierte Evangelist im Prolog zu seiner Schrift von der Frohbotschaft das Wirken der zweiten göttlichen Person im Bereiche der Natur und der Übernatur geschildert — mit »Licht« und »Leben« werden im vierten Evangelium durchwegs die Güter bezeichnet, die der menschgewordene Logos in die Welt gebracht hat, Licht und Leben aus Gott, Teilnahme am Leben und Lichte Gottes. Auf den göttlichen Logos geht somit alles geschöpfliche Sein und jede geschöpfliche Ordnung zurück, in der rein materiellen Welt, in der Welt der Lebewesen, die ganze, intellektuelle, sittliche und soziale Ordnung in der Menschheit und in der Geisterwelt, auch die übernatürliche Ordnung, mit der der Schöpfer den ersten Menschen ausgestattet hat. Beide Ordnungen, die natürliche und die übernatürliche, waren durch den Logos wunderbar aufeinander abgestimmt; die natürliche Ordnung war Grundlage und Unterbau der übernatürlichen Ordnung und fand in dieser die höchst mögliche, aber ungeschuldete und den natürlichen Kräften unerreichbare Krönung und Vollendung. Die natürliche Ordnung konnte

der Mensch mit den Kräften und Fähigkeiten seiner körperlich-geistigen Natur, mit seinen Beobachtungen und Erfahrungen, die allmählich zu eigentlichen Wissenschaften auswuchsen, mit seiner nach und nach zur Technik und Kunst sich weitenden und entfaltenden Tätigkeit allseitig erkennen und beherrschen; ja er bekam den förmlichen Auftrag, sich die ganze sichtbare Schöpfung dienstbar zu machen (1. Mos 1, 28), und nach dem Schöpfungsplane Gottes hätte jeder Fortschritt in der Erkenntnis und Beherrschung der natürlichen Ordnung den Menschen auch tiefer in die natürliche Erkenntnis des Schöpfers und in die Betätigung seines natürlichen und übernatürlichen Verhältnisses zu Gott hineingeführt.

Im Sündenfall des ersten Menschenpaares ging jedoch die übernatürliche Ausstattung verloren, aber die Berufung zur übernatürlichen Ordnung und die Verpflichtung darauf blieben. In dem Maße, als die natürliche Ordnung mit der übernatürlichen zusammenhängt, bekam auch sie den Verlust der übernatürlichen Ausstattung zu spüren. Der Mensch konnte zwar noch immer aus der sichtbaren Schöpfung das Dasein, die Eigenschaften und den Willen des Schöpfer-Gottes erkennen (Ws 13, 3 ff.; Rm 1, 20) und war auch imstand, den einzelnen Forderungen des Sittengesetzes, wie es ihm im Alltag entgegentrat, nachzukommen. Die tiefen Erkenntnisse der alten Priester, Dichter und Philosophen in den göttlichen und menschlichen Dingen; die Tugendübungen und Tugendakte, von denen auch die antike Geschichte zu berichten weiß; die zahlreichen, durch Beobachtung, Experiment, Berechnung, Hilfs-hypothesen und Theorien allmählich gewonnenen und sichern Erkenntnisse der neuern Naturwissenschaften, die durch sog. revolutionäre Entdeckungen nicht »über den Haufen geworfen« werden, sondern fortan nur als Einzelglied und Sonderfall einer viel umfassenderen Naturkenntnis

zu gelten haben: dies alles ist ein Beweis dafür, daß auch dem gefallenen Menschen in der natürlichen Ordnung die Kraft geblieben ist, das Wahre und Gute zu erkennen und zu erreichen. Aber aufs Ganze gesehen, verfiel doch die Menschheit in der natürlichen Erkenntnis Gottes und der Sittenordnung den gröbsten Irrtümern und wurde zugleich das Opfer blinder Leidenschaften, die das geistige und physische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben aufs schwerste gefährdeten, in einem Maße, daß alle edlern und einsichtigen Menschen gestehen mußten: Nur ein Gott kann aus solcher Not noch helfen.

Da war auch der Zeitpunkt gekommen, wo der göttliche Logos Mensch werden wollte, um als »logos énsarkos« das noch wunderbarer zu erneuern, was Er als »logos ásarkos« wunderbar erschaffen hatte. Aber seine Lehre und sein ganzes Wirken, wie die vier Evangelienchriften davon berichten, beschränkte sich darauf, die zerstörte übernatürliche Ordnung wiederherzustellen und die verlorene Gnadenausstattung wiederzugewinnen. Die natürliche Ordnung in der menschlichen Gesellschaft und erst recht im Bereich des Unbewußten und Unbelebten ließ Er unverändert bestehen, sie diente Ihm höchstens als Lehrmittel, um seinen Lehrgegenstand, die neue, übernatürliche Ordnung, den Menschen verständlich und greifbar zu machen.

Aus diesem Verhalten des »logos énsarkos« folgt nun zweierlei: *Die ganze natürliche Ordnung, soweit nicht höhere, über sie hinausgehende Belange in Frage kommen, bleibt in ihrem bisherigen Besitzstande.* Die Mittel, sie zu erkennen und zu beherrschen, sind und bleiben Wissenschaft, Kunst und Technik. Durch die Kontrolle, die diese gegenseitig üben, überwinden sie allfällige Irrtümer, die sich infolge unzulänglicher Hilfsmittel und Methoden eingeschlichen und unter Umständen recht lange behauptet haben. Wissenschaft, Kunst und Technik bestimmen selber ihre Metho-

den und Hilfsmittel, und, da sie kraft ihrer Bestimmung im Dienste des Wahren, des Guten und des Schönen stehen, lehnen sie es ab, sich über ihre Ziele und Hilfsmittel von Partei und Staat, von Weltanschauung und Religion Vorschriften machen zu lassen.

Die übernatürliche Ordnung dagegen eignet der Mensch sich an durch den Glauben an Christi Person, Lehre und Werk. Für alle Fragen, die das übernatürliche Verhältnis des Menschen und der Menschheit zu Gott und damit das Seelenheil betreffen, ist der Glaube, ist die mit dessen Verkündigung und Bewahrung betraute Autorität der Kirche, ist die aus dem Glauben und der kirchlichen Überlieferung schöpfende Theologie zuständig. Unter dem Gesichtspunkte des Seelenheiles, und nur unter diesem, steht den Vertretern der übernatürlichen Ordnung eine Kontrolle zu bzgl. der Belange der Politik und der Wirtschaft, der Wissenschaften, der Künste und der Technik.

Darüber, daß diese Ausscheidung der Zuständigkeit der natürlichen und der übernatürlichen Ordnung grundsätzlich richtig ist, kann kein vernünftiger Zweifel bestehen; Schwierigkeiten erheben sich aber immer wieder, wenn und sobald es sich um noch nicht geklärte Grenzfragen handelt und sich die Vertreter der einen und der andern Ordnung der Grenzen ihrer Aufgabe und Zuständigkeit nicht bewußt sind. Diese Verwischung der Grenzen hat s. Z. den unseligen Galilei-Handel von 1616 und 1632 herbeigeführt, indem einerseits Galilei seine astronomischen und physikalischen Theorien theologisch zu untermauern suchte und für sie das Urteil der Kirche anrief, und indem anderseits die Theologen sich in einer im Grunde naturwissenschaftlichen Lehre als zuständig betrachteten. Heute, durch solche Erfahrungen gewitzigt, sind sich die maßgebenden Theologen und Vertreter der übernatürlichen Ordnung darin einig, daß sie nur so weit verlangen können, von den Vertretern

der natürlichen Ordnung ernst genommen zu werden, als sie selber bereit sind, diese auch ernst zu nehmen, wo sie in ihrem Be- reiche bleiben und von den ihnen eigen- tümlichen Forschungs-Mitteln und -Ver- fahren einen einwandfreien Gebrauch ma- chen. Wenn und solange die Vertreter der beiden Ordnungen gegenseitig einander ernst nehmen und mit der gebührenden Achtung und Ehrfurcht behandeln, werden nicht nur bedauerliche Mißverständnisse vermieden, sondern es ist auch eine Zusam- menarbeit zur Ehre Gottes und zum zeit- lichen und ewigen Wohle der Menschheit mög- lich, und es erlangen beide Ordnungen im göttlichen Logos ihre ursprünglich ge- plante höhere Einheit.

Im Lichte der voranschreitenden Natur- und Geschichtswissenschaften werden gar nicht selten Auffassungen hinfällig, hinter denen bisher die Autorität von Kirchenleh- rern und großen Theologen oder Philoso- phen stand und denen entsprechend auch die Hl. Schriften bisher erklärt wurden. Geirrt haben in diesem Falle weder die *Hl. Schrift* noch die eigentliche *Gottes- lehre*, sondern geirrt haben nur die *Ver- treter* der theologischen Wissenschaften. In der Regel gewinnt in dem neuen Lichte das Schriftwort erst recht an Tiefe und Weite, und immer wieder bewahrheitet sich das Wort:

Veritas Domini manet in aeternum.

Die Wahrheit und Wahrhaftigkeit des Herrn währet ewig, im Reiche der Natur nicht minder als in dem der Übernatur.

DIE UNIVERSITÄT FREIBURG

ist nicht nur Spitze des schweizerischen katholischen Schulwesens, sondern auch Sonne, von der belebende und wärmende Lichtstrahlen auf alle Schulformen und Schul- stufen der katholischen Schweiz segenbringend zurück- leuchten.

UNIVERSITÄTSPROFESSOR
P. ILDEFONS BETSCHART OSB.
SALZBURG